Nr. 295 — Jahrgang 13 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 23. Dezember 1928

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0,15 Zlp. Anzeigen unter Text 0,60 Zlp. von außerhalb 0,80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 12. cr. 1,65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse Geschäftsstelle Kattowitz Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Chamberlain über Lugano

Keine neuen Verpflichtungen Englands — Rheinlandräumung nur mit Zustimmung Frankreichs
Die englisch-russischen Beziehungen

London. Unmittelbar vor der Vertagung des Unterhauses gab Außenminister Chamberlain auf Grund einer Anfrage des arbeiterparteilichen Abgeordneten Malone noch eine außenpolitische Erklärung ab. Er führte u. a. aus, daß Großbritannien in Lugano keine neuen Verpflichtungen eingegangen sei und daß ihm niemand solche Verpflichtungen angetragen habe. Es habe sich in Lugano nur um erläuternde und ausgleichende Besprechungen gehandelt, die, wie er hoffe, zu einem schließlichen Uebereinkommen in der Reparationsfrage führen würden. Großbritannien wünsche das Rheinland sobald als möglich geräumt zu sehen. Was die Frage der Unterstützung Frankreichs durch England angehe, so könne er erwidern, daß die Stellung der britischen Regierung jeweils von ihrem eigenen Urteil abhänge und wenn sie sich veranlaßt sehe, sich mit der einen oder anderen Partei solidarisch zu erklären, dann geschehe das sicherlich nicht zu dem Zweck, der Einfluß Großbritanniens für die Sicherung des Rheinlandes in Gemeinschaft mit den anderen Besatzungsmächten zu erreichen. Ueber die Rechtsfrage Großbritanniens zu Paragraph 431 des Versailler Vertrages sei die deutsche Regierung auf den Septemberbesprechungen in Genf und bei früheren Gelegenheiten verständigt worden. Im September hätten die sechs an der Reparationsfrage direkt interessierten Mächte versucht, eine praktische Lösung zu erreichen.

Er glaubt, daß es nicht im allgemeinen Interesse liege, einen Ueberblick über jene Verhandlungen zu geben, sondern sei nach wie vor überzeugt, daß sowohl die Räumung wie die Reparationsfrage auf möglichst praktischem Wege behandelt werden sollten. Was die Zusammenarbeit zwischen der britischen Kavallerie im Rheinland und den französischen Besatzungstruppen angehe, so versucht Chamberlain darauf, daß die britischen Streitkräfte im Rheinland eine ausreichende Gelegenheit zu Uebungen zu geben. Großbritannien habe daher die Einladung der französischen Behörden zu den Manövern begrüßt. Weiter wies Chamberlain darauf hin, daß weder eine offizielle noch inoffizielle Zusicherung bestehe, daß die Zurückziehung der britischen Truppen aus dem Rheinland nur mit Zustimmung Frankreich erfolgen dürfe.

Im weiteren Verlauf ging der Außenminister dann noch auf die Stellung Großbritanniens zu Rußland und Amerika ein. Er betonte, daß in den Beziehungen zu Moskau keine Aenderung eingetreten sei. Zwischen zwei Staaten mit so engen Beziehungen auf den mannigfaltigsten Gebieten wie England und Amerika könne nach seiner Auffassung keine dauernde Verstimmung bestehen. Ueber die Bedingungen des neuen Schiedsgerichtsvertrages und die weiteren Schritte zur Herbeiführung der allgemeinen Abrüstung stelle die Regierung eine sehr sorgfältige Untersuchung an. Sie sei bis jetzt noch zu keinem bestimmten Beschluß gelangt, die sie in die Lage versetzen würden, weitere Verhandlungen mit der Regierung der Vereinigten Staaten über die Flottenabrüstung einzuleiten.

Nach Severings Schiedsspruch

Die Aufnahme des Schiedsspruches bei den Metallarbeiterverbänden

Essen. Ueber die Aufnahme des Severingschen Schiedsspruches in den Kreisen der Metallarbeiterverbände ist abschließendes noch nicht zu erfahren, besonders wegen der Kürze der Zeit und besonders auch wegen des umfangreichen Materials des Schiedsspruches sowie seiner Begründung, die einer eingehenden Bearbeitung bedarf. Jedenfalls wird der Spruch auch von seiten der Verbände einer erheblichen Kritik unterworfen. Denn darauf deutet schon die Verschiebung der Geschäftsführerkonferenz des deutschen Metallarbeiterverbandes hin, die am vergangenen Freitagnachmittag in Essen stattfinden sollte. Die Konferenz wird nunmehr am Sonnabendnachmittag in Essen im Gewerkschaftshause abgehalten werden und Stellung zu dem neuen Schiedsspruch nehmen, die dann auch der Presse zugängig gemacht wird.

Ganz allgemein herrscht in den Kreisen der Verbände die Stimmung vor, daß der neue Spruch in bezug auf die Lohn- und Arbeitszeitfrage für die Arbeitnehmer nicht ungünstig sei. Nur erblicken die Arbeitnehmer in der lang befristeten Laufdauer des neuen Vertrages besonders hinsichtlich der gleichenden Teuerungserscheinung eine gewisse Gefahr für die wirtschaftliche Stellung der Mitglieder. Es wird nicht übertrieben sein, zu sagen, daß die Verbände einem Schiedsspruch mit kürzerer Laufdauer einheitlicher zugestimmt hätten.

Abschluß der deutsch-russischen Verhandlungen

Berlin. Ueber den Inhalt der deutsch-russischen Vereinbarungen, die am Freitag nach dreiwöchiger Verhandlungsdauer abgeschlossen wurden, berichten Berliner Blätter aus Moskau u. a. folgendes: Den deutschen Wünschen sei in zahlreichen Einzelfragen stattgegeben worden, besonders hinsichtlich der Erleichterungen im Reiseverkehr, der Gebührenermäßigung, der Benachrichtigung der deutschen Botschaft von Verhaftungen auch solcher Deutschen, deren Staatsangehörigkeit zweifelhaft ist. Ferner sei im Hinblick auf Verbesserungen im gewerblichen Rechtsschutz von russischer Seite Entgegenkommen gezeigt worden, sowie in der Frage des Transitverkehrs, der Aufnahme von Verhandlungen über den Telephonverkehr und der Zulassung von Agenten deutscher Seeschiffahrtsgesellschaften. Bedeutungsvoll ist, daß der deutschen Botschaft der direkte Verkehr mit sämtlichen Volkskommissariaten freigegeben worden sei. Ein großer Erfolg der deutschen Wirtschaftsdelegation sei eine offizielle russische Erklärung über die Wirtschaftsspionage. Die Erklärung stelle eine weitgehende Anpassung an die westliche Auffassung dar. Diesen Zugeständnissen hatten russische Beschwerden über einige deutsche Banken den Rußlandausschuß und die Gerichtspraxis im Zusammenhang mit der Lepke-Auktion gegenübergestanden. Nicht befriedigt worden sei der deutsche Wunsch nach erleichterter Zulassung deutscher Unternehmungen im Registrierungswege. Hinsichtlich der Beschwerden von Konzessionären wurde erklärt, die Sowjetregierung werde mit diesen unmittelbar verhandeln, um die Beschwerdepunkte auszuräumen und die Wirtschaftsorgane anweisen, die Wareneinkäufe und -Verkäufe deutscher Konzessionäre loyal zu behandeln. Im Frühjahr sollen neue deutsch-russische Verhandlungen über den Schutz des Urheberrechtes, den Zolltarif und Doppelbesteuerung aufgenommen werden



Ein neuer Präsident des Reichspatentamtes

wurde in der Person des Landgerichtsdirektors Eylau, der als Leiter einer Zivilkammer sich lange Jahre mit der Bearbeitung von Patentprozessen beschäftigt hat, dem Herren Reichspräsidenter zur Ernennung vorgeschlagen

Frontwechsel?

Zum Verständigungsappell Kwiatkowskis.

Wenn die Ausführungen des polnischen Handelsministers Kwiatkowskis vor dem Budgetausschuß des Sejms ehrlich gemeint sind, und es besteht keine Ursache, daran zu zweifeln, so ist ein Frontwechsel vollzogen, der die ganze deutsch-polnische Spannung ein wenig entlasten kann. Wir haben schon seinerzeit zum Ausdruck gebracht, daß der polnische Außenminister in Lugano übers Ziel geschossen hat und selbst schwerlich ein Weg finden kann, um die deutsch-polnischen Beziehungen wieder in normale Grenzen zu bringen. Und es besteht wohl auch darüber Klarheit, daß es auf beiden Seiten einer gewissen Zurückhaltung bedürfen wird, um das Rededuell Zaleskis und Stresemanns zu vergessen. Es wird auch in Zukunft schwer sein, nicht daran zu denken, daß es Gegensätze zwischen beiden Nachbarn gibt, die selbst die besten Wirtschaftsbeziehungen nicht hinwegwischen können. Aber nach den Pressemeldungen auf beiden Seiten, die Schärfe besonders hervorhebend, ist es immerhin ein Fortschritt, wenn Herr Kwiatkowski mutige Worte gefunden hat, um die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen aufs reale Gleis zu schieben. Entkleiden wir sie des Für und Wider, so bleibt der Wunsch polnischerseits bestehen, mit Deutschland zum Abschluß eines Vertrages zu kommen, gleichgültig, ob es nur der große oder der kleine Handelsvertrag sein soll.

Der polnische Handelsminister hat auch diesmal unterstrichen, daß Polen auch ohne Handelsvertrag seine Wirtschaft aufbauen und erhalten kann, hat aber gleichzeitig zugegeben, daß eine Reihe polnischer Industriezweige nur ein Scheindasein führen, aufgegeben werden müssen oder zusammenbrechen, falls Deutschlands Fertigfabrikate frei nach Polen eingeführt werden können. Sie existieren nur unter dem Schutzzoll und dieser ist nicht dazu angetan, um Qualitätswaren zu erzeugen. Wir übergehen die Einzelheiten der Ausführungen über die Notwendigkeit enger polnisch-deutscher Wirtschaftsbeziehungen, denn diese sind hier so oft behandelt worden, daß man schließlich nicht mehr weiß, was nun das Wichtigste in diesem Kampfe ist. Wir wollen uns darüber keine Illusionen machen, daß der Weg durchaus nicht so leicht gangbar ist, wie man es aus den Ausführungen Kwiatkowskis entnehmen könnte. Denn zunächst fehlt noch die polnische Rückäußerung zum deutschen Angebot und gleichzeitig meldet der Handelsminister besondere Wünsche, die Deutschland gewähren muß, wenn der Handelsvertrag Wirklichkeit werden soll. Welcher Art sie sind, ist noch nicht gesagt worden, aber es ist klar, daß sie über den Rahmen des deutschen Angebots hinausgehen. Vielleicht ist die Rede des Handelsministers als ein Vorfühler zu betrachten, um mit neuen Forderungen nicht zu überraschen. Offenere Worte wären hier mehr am Platze gewesen. Immerhin ist zu erwarten, daß man auch in Berlin begreifen wird, was für Polen alles auf dem Spiel steht, wenn man eine ehrliche Verständigung will. Denn nach wie vor gibt es in beiden Ländern Kreise, die gerade auf die Differenz der Außenminister ihre Politik aufgebaut haben und die bedeutet praktisch: keinerlei Verhandlungen mit dem Erbfeind. Jedenfalls konnte man solche Töne selbst aus der Regierungspresse herauszulesen, ohne daß man rechtzeitig abgeblasen hat.

Diejenigen Kreise, die heut noch die Behauptung aufstellen, daß beide Staaten auch ohne einen Wirtschaftsvertrag vorwärtskommen und zwar ohne nennenswerten Schaden beweisen nur, daß sie an den Tatsachen vorbeigehen und ganz vergessen, daß die Kosten die Konsumenten in beiden Ländern zu zahlen haben, die ihnen in ihrer nationalen Kalkulator höchst gleichgültig sind, wenn sie selbst nur günstige Vorteile aus der verwickelten Situtation ziehen. Eine Verständigung ist bei gutem Willen möglich, erklärt der polnische Handelsminister und verweist auf Beispiele wie Chorzow und private Ausgleiche, die auf dem Wege von Kompromissen geschaffen wurden. Solche Kompromisse denkt auch der polnische Handelsminister auf anderen Gebieten herbeizuführen und betont, daß Polen weiß, daß es Opfer bringen muß, fordert aber dafür auch Entgegenkommen deutscherseits. Es wird jetzt abgewartet werden müssen, was Polen als Antwort auf die deutschen Angebote wird folgen lassen und sind sie annehmbar, so kommen die Verhandlungen Anfang nächsten Jahres in Fluß. Aber auch hier dürfte vor einem Verständigungsoptimismus gewarnt werden, denn zwischen den Worten des Handelsministers und den harten Angriffen des Außenministers liegen viele Zwischendinge, die vorerst bereinigt werden

müssen, wenn man sich Ueberraschungen schon im ersten Stadium der neuen Verhandlungen ersparen will. Es sind schon weit schönere Worte mit der Notwendigkeit der Verständigung gefallen und erwiesen sich doch als Seifenblasen. Man hat zum Beispiel große Hoffnungen auf eine Aussprache der beiden Außenminister in Lugano gelegt, glaubte, daß eine solche Aussprache die Handelsvertragsverhandlungen wieder in flotten Kurs bringen werde und statt dieser gegenseitigen Annäherung sahen wir am Schluß in Lugano einen Scherbenhaufen, der geneigt war, die Verständigung zwischen Deutschland und Polen in weite Ferne zu schieben.

Wir unterstreichen, daß wir zunächst an der Ehrlichkeit des Verständigungswillens des polnischen Handelsministers nicht zweifeln, denn er gehört in der Pilsudskiregierung zu denen, die mehr mit den Realitäten, als den moralischen Sanationen rechnen, wenn er auch bezüglich der polnischen Wirtschaftsentwicklung einem Optimismus huldigt, der ihn schon manchmal gestraft hat. Aber gemessen an den wiederholten Betonungen der Notwendigkeit der wirtschaftlichen Verständigung, muß man annehmen, daß seine Erklärung in der Budgetkommission nicht ohne das Einvernehmen des Außenministers erfolgt ist und dann würde dieser Rede eine um so größere Bedeutung zukommen. Das Verhalten der Regierungspresse wird uns in den nächsten Tagen darüber belehren, ob der rasche Frontwechsel in einer Woche zwischen den Reden Zaleskis und Kwiatkowskis den Optimismus des letzteren rechtfertigt. War die Rede Kwiatkowskis nur der impulsive Ausdruck seiner theoretischen Wirtschaftsgefühle und ohne Einvernehmen mit Zaleski, dann würde sie nur ein Chaos in der polnischen Innen- und Außenpolitik bedeuten, die gerade im jetzigen Zeitpunkt auf eine Katastrophe hindeuten würde. Lassen wir also die letztere Annahme nicht zu, so ergibt sich, daß Zaleskis Angriffspolitik selbst im Kabinett nicht die Deckung findet, wie man es in den ersten Tagen der Woche vielfach annehmen konnte.

Die polnische Politik ist leider allzu häufig auf Frontwechsel eingestellt und die Ueberraschungen gehören zu Tageserscheinungen, so daß man auch bei der Beurteilung der Kwiatkowskischen Ausführungen auf diese Tatsachen hinweisen muß. Ist der Verständigungswille innerhalb des polnischen Kabinetts vorhanden, und die Anwesenheit des polnischen Berliner Gesandten Knoll in Warschau lassen eine solche Annahme zu, so wird es jetzt viel an Deutschlands Entgegenkommen liegen, um die Verständigung wieder auf normale Wege zu leiten, Mehr zu erwarten, scheint uns zunächst nicht als berechtigt, denn politische Prophezeiungen sind heut weit weniger am Platze als sie geradezu bezüglich Lugano eine bittere Lehre sind. Warten wir also ab, ob den Worten auch Taten folgen werden, allerdings darf man in Berlin nicht erwarten, daß nun die Zeche allein von Polen bezahlt werden soll. Man muß in Berlin auch die Psychologie der polnischen Politik erkennen und sie mehr als bisher bei den Verhandlungen in Rechnung stellen. Es liegt nicht allein an Polen, wenn die Verständigung nicht vorwärts kommt. Und Deutschland hat trotz der schönen Schlagworte in einer gewissen Presse den Handelsvertrag mindestens so nötig wie Polen. —U.

Aman Ullah bildet ein Freikorps

Konstantinopel. Wie aus Teheran gemeldet wird, sind dort Nachrichten aus Afghanistan eingetroffen, die besagen, daß König Aman Ullah ein Freikorps aus Angehörigen der nördlichen Stämme bilde. Wie weiter gemeldet wird, sind am Freitag die Kämpfe zwischen den Regierungstruppen und den Aufständischen neu entflammt. Türkische und russische Instrukteure, die im Dienste der afghanischen Armee stehen, sollen an der Unterdrückung des Aufstandes teilnehmen. Dem König sei es gelungen, Kabul von den Aufständischen frei zu halten. Einer unbestätigten Meldung zufolge, sollen zwei türkische Offiziere in den Kämpfen gefallen sein. Hauptschauplatz der Kampfhandlungen sei zur Zeit ein Hügel in der Nähe von Kabul. Die Verluste seien auf beiden Seiten erheblich.

Beruhigung in Bolivien und Paraguay

London. Nach den in London vorliegenden Nachrichten über die Entwickelung in Bolivien und Paraguay ist die kriegerische Stimmung in beiden Ländern nach Annahme des Vermittelungsangebots der panamerikanischen Konferenz stark zurückgegangen. Man hegt begründete Hoffnung, daß die Erregung eben so schnell abflauen wird, wie sie entstand.

Litwinows Enthüllungen

Die Hintergründe der Wechselfälschungen

Paris. Der in Paris verhaftete Litwinow verteidigt sich, laut „Journal de Debattes", energisch dagegen, Wechsel für seine persönliche Rechnung ausgegeben zu haben. Er habe sich bei der Weitergabe der Wechsel nur nach den von der Regierung in Moskau gegebenen Weisungen gerichtet. „Ich habe als Leiter der Handelsvertretung und Kraft meiner Vollmächten gehandelt. Die Ausstellung von Gefälligkeitswechseln ist bei den Sowjetagenturen durchaus geläufig, um sich im Ausland Mittel zu verschaffen. Die Bank von Moskau führt für diese Wechsel eine eigene Rubrik. Ein Mitglied der Komintern, Turow, hat mir selbst erzählt, wie er von den obersten Sowjetbehörden den Auftrag erhalten hat, im Ausland Handelswechsel weiterzugeben, um das einkassierte Geld zur Unterhaltung der bolschewistischen Propaganda besonders in Nordafrika und Marokko zu verwenden. Er hat mir befohlen, dies im Frühjahr 1926 zu tun und ihm Akzepte für 200 000 englische Pfund zu schicken. Dies ist der Ursprung der in Frage kommenden Wechsel. Es geschieht übrigens häufig, daß die russischen Handelsvertretungen im Ausland zugunsten russischer Geheimorganisationen besteuert werden. Die Russen versichern jetzt, daß die Wechsel falsch sind und erheben Klage gegen mich, um die Machenschaften zu verdecken, mit deren Hilfe sie sich Bargeld in den bürgerlichen Ländern verschafften, sodann, um meinen Bruder zu kompromittieren, der mit Tschitscherin Differenzen hat."

Was wird aus dem Deutschtumprozeß?

Warschau. Deutsche Abgeordnete haben im Sejm eine Interpellation eingebracht mit der Feststellung, daß der im Jahre 1922 gegen das Mitglied des Deutschtumsbundes Scherff und einige angeblich Mitschuldige eingeleitete Prozeß noch nicht zu Ende geführt worden ist. Der Deutschtumsbund von Posen und Pommerellen ist bereits im Jahre 1923 verboten worden. Scherff ist, nachdem er zwei Jahre in Untersuchungshaft gesessen hatte, ausgewiesen worden. Sechs Jahre nach Prozeßbeginn sei das Belastungsmaterial gegen Scherff und die Mitangeklagten nicht vollständig. Die Interpellation der deutschen Abgeordneten verlangt jetzt Rehabilitierung und Entschädigung für die benachteiligten Deutschen.

Das Kabinett billigt Stresemanns Haltung in Lugano

Berlin. In der Freitags unter dem Vorsitz des Reichskanzlers abgehaltenen Kabinettssitzung erstattete der Reichsminister des Auswärtigen Dr. Stresemann Bericht über die in Lugano stattgefundene Tagung des Völkerbundsrates und die dort geführten Verhandlungen. Das Reichskabinett stimmte den Darlegungen des Ministers einmütig zu.

Darauf verabschiedete das Kabinett den Entwurf eines Gesetzes über Aenderung der Rechtsverhältnisse der Wartegeldempfänger, der sofort dem Reichsrat zugeleitet wird

Das Attentat auf den Generalstaatsanwalt Fachot

Paris. Zu dem Anschlag auf den Generalstaatsanwalt Fachot, der in unmittelbarem Zusammenhang mit seinem Vorgehen in den Autonomisten-Prozessen stehen dürfte, werden folgende Einzelheiten bekannt: Am Freitag vormittag gegen 8 Uhr erschien ein Mann, der stark elsässischen Akzent sprach, in der Wohnung 126 Avenue de Versailles, die der Generalstaatsanwalt erst gestern bezogen hatte. Der Mann wurde von der Gattin Fachots empfangen und fragte nach ihrem Manne, dem er eine wichtige Mitteilung zu machen habe. Es wurde ihm bedeutet, Fachot sei nicht anwesend. Er werde erst in etwa einer Stunde wiederkehren. Um 9 Uhr sprach dann der Attentäter wieder vor und wurde diesmal von Fachot selbst empfangen. Es entspann sich dann folgende Unterhaltung: „Sind Sie selbst Herr Fachot?" „Ja!" „Der Generalstaatsanwalt?" „Bestimmt!" Der Unbekannte zog dann einen Revolver hervor und gab auf Fachot unvermittelt drei Schüsse ab. Zwei Schüsse gingen in den Unterleib, der dritte auf den Boden. Fachot brach zusammen. Während Frau Fachot ihrem Mann zur Hilfe eilte, ergriff der Unbekannte die Flucht. Der Zustand Fachots ist sehr ernst. Er wurde in eine chirurgische Klinik nach Neuilly überführt.



Die Gas-Explosion im Londoner City

Durch Unvorsichtigkeit eines Telegraphenarbeiters ereignete sichin einer Hauptstraße des Londoner Zentrums eine Reihe schwerer Explosionen, die 1200 Quadratmeter Straßenpflaster aufrissen. Das Unglück entstand durch unvorsichtige Handhabung eines Sauerstoffgebläses; zum Glück war die Straße wenig belebt, trotzdem beträgt die Zahl der Schwerverletzten etwa 17. — Das Bild zeigt eine durch die Gasexplosion aufgerissene Stelle im Straßenpflaster; im Hintergrund kann man ein durch den gewaltigen Luftdruck umgeworfenes Auto erkennen.

Die Braut Nr. 68

Roman von Peter Bolt.

30]

„Sie verbürgen sich für den Mann? Und haben ihn gestern zum erstenmal gesehen! Und ich soll Ihnen helfen, ihn freizukriegen? Nach alldem, was der Kerl in der Nacht angestellt hat? Hatte ihn ja selber eine Weile für verrückt gehalten, als er mir das Angebot gemacht hatte, seine Arbeitsstelle mit der meinen zu tauschen. Nur ein Irrsinniger kann so etwas wollen, — von dem Zentralamt in Perth hierher tauschen wollen, in den Busch. Aber jetzt weiß ich, daß das bloß ein Schwindel, ein leeres Gerede war! Dem Mann fiel es gar nicht ein, sich nach Coolgardie versetzen zu lassen! Er wollte sich bloß auf billige Art Auskünfte von mir holen, um sich an Parkers Haus heranschleichen und sich an seiner Frau vergreifen zu können! Und ich soll Ihnen helfen? — Und diesen raffinierten Kerl, diesen Frauenjäger als irrsinnig darstellen?" —

„Ja, das werden Sie wohl tun, Crowley! Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Sie das tun werden! Sie müssen das tun! Es ist Ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, das zu tun!" erwiderte der Amerikaner in ruhigem, überlegenem Ton.

„Ich muß das tun? — Ich, William Crowley, werde so etwas tun? — Warum sollte ich das tun, zum Teufel? — Bin ich nicht Herr über meinen Willen?"

„Gewiß sind Sie Herr über Ihren Willen, und deshalb eben werden Sie tun, was ich von Ihnen verlange!"

„Sie irren!"

„Ich irre nicht!"

„Doch, Sie irren! Nie werde ich so etwas tun! Sie meinen wohl aus Kameradschaft — weil dieser Mensch ein Beamter ist wie ich — am selben Draht arbeitet — seit Jahren — bei Tag und Nacht mit mir spricht — am Morsetaster klopft — und ich sein Klopfen kenne — wie meine eigene Stimme — daß ich deshalb? — Gewiß nicht! Sie irren! Ist nicht dieser Mann mein Feind? Den ich bekämpfen muß auf Leben und Tod? Ist er nicht Parkers Feind? Ist er nicht in sein Haus eingebrochen, um sich an seinem Weibe zu vergehen? Ist er nicht unser aller Feind, die wir hier unsere Weiber haben, und derer, die noch ihre Weiber hier haben werden? Was haben wir für größeren Schatz hier, in dieser Einöde, als unsere Weiber? Fühlen wir uns nicht alle in unserem Eheglück bedroht?"

Crowley zog sein Weib, das die ganze Zeitlang neben ihm gestanden und neugierig zugehört hatte, zärtlich zu sich und legte seinen Arm um ihren Hals.

„Und ich soll da mittun, um diesen Asthon freizukriegen? — Und selbst wenn er verrückt wäre, muß der Mann das büßen! Wo kämen wir hin, wenn wir so etwas ungestraft ließen! Ich hätte doch keine ruhige Stunde mehr in meinem Amt Müßte in einem fort zittern, daß einer sie mir raubt, mein Weib! Wir müssen einstehen — einer für alle — alle für einen!"

„Ich wiederhole, Crowley, daß der Mann nichts verbrochen hat! — Er wollte bloß mit Frau Parker über eine höchst wichtige Angelegenheit sprechen."

„Und der Knebel im Mund? Das war etwa, damit sie ihm leichter antworten könne?"

„Das verstehen Sie nicht, Crowley! Wenn ich es Ihnen erklären würde, Sie würden es doch nicht begreifen! Genug, daß ich die Angelegenheit kenne und mich für die vollkommene Unschuld des Mannes verbürge! Das tät ich gewiß nicht ohne Grund! Ich verlange von Ihnen zwei Dinge: daß Sie seinen Namen verschweigen und den Anfall am Nachmittag bestätigen! Das können Sie ruhigen Gewissens tun! Ich habe keine Zeit, darüber zu sprechen. Sie werden tun, was ich von Ihnen verlange!" Und der Amerikaner entfernte sich. Frau Crowley ging, um die Tür hinter ihm abzuschließen. Im letzten Augenblick gab er ihr einen Wink. Sie trat aus dem Haus.

„Frau Crowley, Sie erinnern sich wohl an die näheren Umstände in jener Nacht, da Sie mich rufen ließen. Ich habe Ihnen geholfen und mich damals nicht weiter darum bekümmert, was Sie in dieser Sache auf dem Gewissen hatten. Ich kümmere mich auch jetzt nicht weiter darum. Aber ich wünsche, daß Crowley meinen Weisungen wörtlich folge. Sie verstehen mich?"

„Ich verstehe. — Seien Sie unbesorgt. — Alles wird nach Ihren Wünschen geschehen."

Der Amerikaner kehrt ihr den Rücken und ging.

Coolgardie war inzwischen allmählich aufgewacht. Auf der Hauptstraße begannen die Schenken die Türen zu öffnen. Die Wirte fegten den Vortagsschmutz von den Fußdielen auf den Straßenrand hinaus. Die ersten Gäste stellten sich ein und verlangten schläfrig ihr Morgengläschen Schnaps oder einen Tee.

Der allgemeine Gesprächsstoff war natürlich der Einbruch bei Parkers. Mittags sollte über den Gefangenen zu Gericht gesessen werden. Dann, in der Arbeitspause, würden sie alle anwesend sein. Es war ein großes, sensationelles Ereignis. Nicht alle Tage geschah so etwas in Coolgardie. Sie wollten alle ihren Teil davon haben. Es war schon irgendwie durchgesickert, daß der Gefangene nicht rauben wollte, daß er es vielmehr allein auf Frau Parker abgesehen hatte. Das passionelle Motiv wirkte nur noch aufreizender auf die Einbildungskraft dieser Masse von frauenlosen, begierdeschwülen Männern. Sie alle bebten vor Aufregung und redeten sich in einen Zorn, in eine Wut gegen diesen Menschen hinein, gegen diesen Fremden, der hierher gekommen war, das Weib eines der Ihrigen zu vergewaltigen und vielleicht gar zu rauben. Der Neid, der immer wach war, ein Weib zu besitzen, wich einem anderen Gefühle. Jetzt, da einer Frau etwas angetan worden war, hatten sie auf einmal alle ihren Anteil an ihr. Ein jeder hatte das Gefühl, als wäre sie gewissermaßen, bis zu einem kleinen Bruchteil zumindest, auch sein Weib, als hätte der unerhört freche Angriff dieses Fremden ihrem eigenen Ehebett gegolten. Leidenschaftlich gestikulierend gingen sie an ihre Arbeit. Mittags aber wollten sie alle da sein!

Ashton erwachte spät auf dem Sand, zwischen Kisten und Ballen, in der Ecke des Magazingebäudes, wo man ihn in der Nacht hingeworfen hatte. Es war Tag geworden, aber niemand öffnete die Tore. Niemand schien sich um ihn zu kümmern. — Uebrigens trafen an Vormittagen gar keine Züge in Coolgardie ein. Das wußte Ashton. Wie lange sollte er hier so liegen bleiben? Auch der Amerikaner kam nicht. Er war zur Arbeit gegangen wie jeder andere, der sein täglich Brot in den Minen verdienen mußte.

Endlos schienen Asthon die Stunden. Er konnte sie ja nicht messen. So lose hatte auch der Amerikaner nicht gewagt, das Seil zu schnüren, daß er mit der Hand nach seiner Uhr hätte greifen können. Wie froh war er, daß seine Lage so weit verbessert war und daß er einen Helfer in höchster Not gefunden hatte! Er konnte seinen Körper vorsichtig von der einen auf die andere Seite drehen, die Beine strecken und wieder einziehen. Die Müdigkeit und der Schmerz, die er noch immer fühlte, waren nichts im Vergleich zu dem, was er in der ersten Hälfte der Nacht zu ertragen hatte. Er war voller Hoffnung und Zuversicht. Und als er, um seine Gedanken zu verscheuchen, den Versuch machte, durch das Auszählen der Sekunden die Zeit einer Stunde zu messen, verfiel er zum zweitenmal in Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Um den „Posel“ aus Rosalina

* Unsere Freundin, die „Polska Zachodnia“ kann sich noch immer nicht beruhigen, daß Herr Rakowski aus Rosalina seines Sejmmandates verlustig gehen soll. Sie tobt weiter und wirft allen, die sich darum bemüht haben und noch bemühen, fortgesetzt die allerschönsten Gemeinheiten an den Kopf. Das ist nun einmal so Brauch in der Redaktion dieses Blattes, welches niemals etwas Wert auf Vornehmheit gelegt hat. Wir drücken uns milde aus. Und jetzt, nachdem sogar Herr Posel Rumpfeldt ein stiller Mitarbeiter der „Zachodnia“ geworden ist, dürfte es noch viel schlimmer werden. Dieser Mann hat nämlich was weg in Schimpfereien. Da kann Edward Rumun und sein Freund Ostrowidz nicht mitmachen. Na ja, schließlich muß man wenigstens etwas verstehen. Dieser Posel Rumpfeldt, der jetzt dauernd in der Glorie eines Revolutionärs herumläuft, ist selbstverständlich ein Freund des Herrn Rakowski, dieses braven Volksvertreters, der es sich nicht nehmen ließ, mitunter auch den Rosenkranz im Schlesischen Sejm zu beten. Und darum leistet er der „Zachodnia“ Gesellschaft in ihrem Toben und Schimpfen gegen die Widersacher seines neuen Freundes von der Sanacja. Auch er war tief empört über die Bespitzeleien, die sich Posel Rakowski gefallen lassen muß, und betonte das sehr kräftig in einer der letzten Kommissionssitzungen im Schlesischen Sejm, die sich mit dem Fall Rakowski befaßte.

Wie die Zeiten sich ändern. Da erfahren wir aus den „Gazeta Robotnicza“, daß noch vor zwei Jahren der Posel und Revolutionär Rumpfeldt seinen jetzigen Busenfreund Rakowski bespitzelte und Posel Biniszkiewicz sogar öffentlich von der Sejmtribüne aus, seine Mandatsniederlegung forderte.

Dazu kann man wirklich nichts mehr sagen als höchstens gleiche Brüder, gleiche Kappen. Und das solche Leute in der oberschlesischen Arbeiterschaft noch Gefolgschaft finden, ist erstaunlich. Allerdings nicht, daß heute die Rakowski, die Rumpfelt und Biniszkiewicz ein Herz und eine Seele geworden sind.

Winterkohlen für Arme und Erwerbslose

Schon in den nächsten Tagen soll an die Belieferung der Armen und Erwerbslosen im Bereich der Wojewodschaft mit Winterkohle herangegangen werden. Pro Familie sind 10 Zentner Kohle vorgesehen. Insgesamt wurden vom Wojewodschaftsamt für die Verteilung 500 000 Tonnen Winterkohlen genehmigt. Das zugewiesene Kohlenquantum wird angeliefert, kann jedoch auch abgeholt werden. Durch Anschlag werden in den einzelnen Ortschaften die nächsten Termine veröffentlicht.

Der geohrfeigte Kommissar

Unter dieser Ueberschrift brachten wir vorige Woche einen Artikel, nach welchem der Tabakmonopolvertreter und Kapitän d. Res. Oscek in Königshütte einem Kommissar Tuscek im angetrunkenen Zustande im Cafee „Veneda“ eine Ohrfeige verabreicht hätte. Wir erhielten dazu eine Berichtigung, der wir erst heute nach genauer Ueberprüfung der Angelegenheit stattgeben.

Danach hat sich der Vorfall nicht so abgespielt, wie wir ihn schilderten. Wohl kam es zwischen mehreren Gästen, darunter Herrn Oscek zu einem kleinen, jedoch unbedeutenden Wortwechsel. Von einem Skandalieren seinerseits war jedoch keine Rede, ebensowenig, daß eine Ohrfeige ein Kommissar Tuscek erhielt, da es es einen Kommissar dieses Namens nicht gibt, überhaupt kam es nicht zu Handgreiflichkeiten.

Generalversammlung der „Spółka Bracka“ in Tarnowitz

Bereits am 20. d. Mts. fand die Generalversammlung statt, die eigentlich erst im nächsten Jahre stattfinden sollte. Generaldirektor Ciszewski als Vorsitzender des Vorstandes eröffnete die Versammlung mit der Begrüßung der Anwesenden. Vom Oberbergamt waren zwei Vertreter als Regierungsvertreter zugegen und zwar Dr. Benisch und Hanszkiewicz. Die Organisationen waren sämtlich vertreten, auch die Invaliden-Organisationen. Dr. Potyka erstattete einen Bericht für die ersten 9 Monate des laufenden Jahres, aus welchem hervorgeht, daß Dr. Potyka mit eiserner Hand zugegriffen hatte, um die „Spolka Bracka“ einigermaßen auf die Beine zu bringen. Aus diesem Bericht war zu entnehmen, daß durch den englischen Bergarbeiterstreik die Kohlenwirtschaft in Polnisch-Oberschlesien sich gut getätigt hatte und dadurch auch die „Spolka Bracka“ mehr Einnahmen zu verzeichnen hatte. Nach der Liquidation des englischen Bergarbeiterstreiks kam die Kohlenwertschaft wieder ins Schwanken und die Einnahmen der „Spolka Bracka“ haben auch bemerklich nachgelassen. Durch die Reduzierungen der Bergarbeiter sind auch die Einnahmen gekürzt worden, auf der anderen Seite sind die Ausgaben gestiegen, indem die alten reduzierten Bergleute sich um ihre Pensionierung beworben haben. Die Teuerung ist gestiegen auf 205.29 was hier gegen die Behauptungen des Arbeitgeberverbandes, daß die Teuerung nicht gestiegen sei, ein grelles Licht wirft. Es hat sich herausgestellt, daß die Bezüge der Pensionsberechtigten erhöht werden mußten, was wieder zur Erhöhung der Beiträge geführt hatte. Das Jahr 1927 wurde mit einem Defizit von 1 390 771.27 Zloty abgeschlossen in der Pensionskasse. Die Krankenkasse hatte dagegen eine Erhöhung der Einkünfte um 486 136.33 Zloty erwiesen. Um die ganze Sache unseren Lesern begreiflich zu machen ist das Jahr 1927 mit einem Defizit von insgesamt 904 634.33 Zloty abgeschlossen worden. Im Jahre 1928 in den ersten neun Monaten hat sich die Situation gebessert, wenn auch nur in sehr beschränktem Maße. In der Zeit vom 1. 1. 27 bis 1. 11. 28 stand der Mitgliederbestand wie folgt:

Am 1. Januar 1927 waren in der Krankenkasse 99 365 Mitglieder, in der Pensionskasse 86 464 Mitglieder, 18 825 Invaliden, 15 410 Witwen und 15 252 Waisen.

Am 31. 12. 1927 waren in der Krankenkasse 90 399 Mitglieder, in der Pensionskasse 79 271 Mitglieder, 20 003 Invaliden, 15 830 Witwen und 14 380 Waisen. Am 1. 11. 1928 waren in der Krankenkasse 95 361, in der Pensionskasse 82 186 Mitglieder, 20 450 Invaliden, 16 115 Witwen und 13 122 Waisen. Aus diesen ist zu entnehmen, daß die Mitgliederzahl sehr schwankend war. Die Zahl der Mitglieder und Witwen ist gestiegen, dagegen die Zahl Waisen hat sich vermindert. Die letzte Generalversammlung fand am 15. Januar 1927 statt. Im Laufe dieser Zeitperiode fanden 11 Sitzungen in der Administracja, in der Personal-Kommission 14 und in der Wirtschafts-Kommission 16 Sitzungen statt. Aus dem Vorstand sind ausgetreten von der Arbeitgeberseite der Direktor Kaminski und die Knappschaftsältesten Orzel, Dziadek, Nawrat und Wozniczka. In der Administration sind auch Personalveränderungen vorgenommen worden. An Stelle des früheren Vorsitzenden Czapla ist der frühere Landrat aus Schwientochlowitz, Dr. Potyka, am 28. November 1927 getreten. Die Stelle eines Oberrevisors wurde Narkowicz und als Mathematiker Jonda gesetzt. Abgesetzt wurden der Leiter eines Büros, die Sekretäre Schmidt, Musiol, Kroner, Zuga, Mosler und Zielonga. Pensioniert wurden der Sekretär Mitas und die Assistentin Fojcik. Ab 1. Februar 1928 ist eine gründliche Reorganisation vorgenommen worden. Auch in der Kasse ist dasselbe geschehen. Die Ausgaben in der Administration betrugen im Jahre 1927 in der Krankenkasse 7.42 Prozent, in der Pensionskasse 4.87 Prozent, dagegen im Jahre 1928 in den ersten 9 Monaten 6.76 Prozent in der Krankenkasse, 4.77 Prozent in der Pensionskasse. Das Knappschaftslazarett in Kattowitz wurde um eine Etage erweitert, ebenso in Orzesze das Wirtschaftsgebäude um eine Etage. Auch Badeeinrichtungen wurden in Myslowitz, Tarnowitz und Siemianowitz eingerichtet. Auch die Beköstigung in den Krankenhäusern ist reguliert und einheitlich geregelt worden, so daß man Klagen nicht mehr vernimmt. Im Jahre 1927 waren in den Knappschaftslazaretten, einschließlich Goczalkowitz und Jastrzemb 29 623 Personen durch 745 303 Tage behandelt. In den ersten 9 Monaten wurden in den Knappschaftslazaretten, Goczalkowitz und Jastrzemb 26 863 Mitglieder durch 611 300 Tage behandelt. Nicht einbegriffen sind hier die Zahnbehandlungen und die Revierkranken, die von den Bezirksärzten behandelt wurden. Am Ende 1927 waren 84 Bezirksärzte tätig.

Die Ausgaben für Medikamente in den Lazaretten und Bezirksärzte betrugen im Jahre 1927 1 249 978.60 Zloty. Ende September 1928 dagegen 934 332.45 Zloty. Für Behandlungen im Revier wurden ausgezahlt: Im Jahre 1927 1 074 646.55 Zloty. Im Jahre 1928 bis Ende Sepptember 1928 914 592.10 Zloty. Familienunterstützungen im Jahre 1927 1 473 218.15 Zl., im Jahre 1928 bis Ende September 1 405 895.09 Zloty. Taschengelder für ledige Kranke im Jahre 1927 wurden 180 482.42 Zl., im Jahre 1928 bis Ende September 152 228.09 Zloty gezahlt. Außerdem waren erhebliche Beträge für Sterbegelder ausgegeben. Ferner wurde durch die Generalversammlung beschlossen, zu den Pensionen der bisherigen Invaliden **15 Prozent Teuerungszuschläge zu zahlen, für die zukünftigen Invaliden 13.33 Zloty monatlich, gleich 160 Zloty jährlich unter der Bedingung, daß diese keine ständige Arbeit verrichten. Verdient ein Invalide mehr als 75 Zloty monatlich, so erhält er den Teuerungszuschlag nicht, bei ständiger Arbeit kann ihm sogar die ganze Pension entzogen werden. Auch dann, wenn ein Invalide die Invaliditäts- oder Altersrente bezieht, erhält er die Teuerungszuschläge nicht.**

Ein Mitglied, das seine Rechte bei Nichtzahlung der Anerkennungsgebühr verloren hatte, kann diese Rechte wieder erlangen, wenn es die Arbeit auf einem Vereinswerke wieder aufnimmt und mindestens 60 Beiträge in die Pensionskasse wieder eingezahlt hatte. Hier werden die arbeitslosen Knappschaftsmitglieder sowie diejenigen, die auf der deutschen Seite arbeiten, aufmerksam gemacht, ihre alten Rechte durch Zahlung der Anerkennungsgebühr von monatlich 50 Groschen zu bewahren. Die Arbeitslosen, die nicht in der Lage sind diese Anerkennungsgebühr zu zahlen, haben vor Ablauf eines Jahres durch den zuständigen Knappschaftsältesten einen Antrag zu stellen um die Stundung zur Zahlung zu verlängern. In der Pensionskasse ist eine weitere, eine sechste Klasse eingelegt worden. Die Steigerungssätze betragen in den ersten 10 Beitragsjahren 1.50, darüber bis 30 Jahren 3.50 und über 30 Jahren Mitgliedschaft 3.00 Zloty. Am Ende des Monats Oktober d. J. betrug das Vermögen der Spolka Bracka einschließlich Krankenhäuser, Grundstücke usw. 35 583 400.57 Zloty. Der Barbestand ist in der Knappschaftskasse noch sehr minimal. Die Invaliden brauchen nichts zu befürchten, sie sind bis dahin versorgt, und wenn keine außerordentlichen Geschehnisse passieren, wird sich auch die Spolka Bracka einigermaßen wieder erholen. Eine längere Diskussion entstand bei der Anfrage eines Knappschaftsältesten, was mit dem Gelde geschehen ist, welches bei der Bank Handlowy angelegt wurde. Dr. Potyka hat dahin Auskunft gegeben, daß ein Teil des Geldes als Hypotheken auf den Häusern, die vom Bank Handlowy angekauft waren und wieder verkauft wurden, angelegt sei. Es sind Grundstücke in Kattowitz, Posen, Jaroslaw usw. Etwas sicheres konnte aber Dr. Potyka nicht aussagen was mit dem Rest geschehen wird. Natürlich sind das Verfehlungen des früheren Leiters, der die Knappschaftsgelder in solche Institute überwiesen hatte, die unsicher waren, diese Gelder einmal wieder zurückzahlen zu können. Die Inflationszeit hat so manches mitgebracht und eine große Zahl von Sparern zu Bettlern gemacht. Sonst ist diemal die Generalversammlung ziemlich ruhig verlaufen.

Kattowitz und Umgebung

Der Janower Kirchenstreit.

Die am Donnerstag, den 20. Dezember stattgefundene Gemeindevertretersitzung war, obwohl nur 4 Punkte zur Beratung auf der Tagesordnung standen, eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten seit längerer Zeit, denn so mancher vernünftiger Bürger der hiesigen Gemeinde verfolgte den Streit zwischen der Kirche und Gemeinde und zwar um eine zweite Garantieleistung in der Höhe von 100 000 Zloty für dieselbe durch die Gemeinde. Vollzählig waren dazu die Gemeindevorsteher erschienen, welche vom Gemeindevorsteher Scheja geleitet wurde. Gleich zu Anfang der Sitzung konnte man bemerken, welcher Fraktion das Wohl der Kirche mehr am Herzen lag, als das der Gemeinde, denn die deutschen Christen stellten den Antrag den letzten Punkt über die Garantieleistung der Kirchenanleihe als ersten Punkt zu behandeln, dem auch stattgegeben wurde. Seit Bestehen der jetzigen Gemeindevertretung wurde wohl noch niemals solange über einen Punkt der Tagesordnung gestritten, wie über diese 100 000 Zloty Garantieübernahme für die kath. Kirche. Mit wahrem Heldenmut verteidigten grade am meisten die deutschen klerikalen Vertreter diese Forderung, wobei sich als Retter der Kirche der Gemeindevertreter Durok als früherer Kommunist besonders auszeichnete. Der Gemeindevorsteher wies diese Forderung der Kirche glattweg ab. Sollte der Antrag dennoch mit Stimmenmehrheit angenommen werden, so werde er sich was sein wirtschaftliches Interesse der Gemeinde anbelangt, auf den § 88 Abs. 3, der Gemeinde- und Städteordnung stützen und den Beschluß nicht anerkennen. Außerdem wurde festgestellt, das hier von der Kirche die höchsten Kirchensteuern von der gesamten Wojewodschaft eingezogen werden. Die sozialistischen Gemeindevertreter lehnten ebenfalls den Antrag ab, wo unter anderem festgestellt wurde, das seit 1912 der Kirchenvorstand über die eingezogenen Kirchensteuern nebst anderen Geldern keinen einzigen Bericht erstattet hat, während über Gemeindegelder über jeden Groschen Klarheit gegeben wird. Obwohl die Gemeinde im nächsten Jahre zum Bau des neuen Gemeindehauses, einer neuen Schule, nebst einen Volkshaus weitere Anleihen machen muß, wurde dieser Antrag dennoch mit 18 Stimmen der poln. und deutschen klerikalen Vertreter angenommen. Natürlich machten die 18 Vertreter lange Gesichter über die erneute Erklärung des Gemeindevorstehers laut dem § 88, Abs. 3, der Gem.- und Städteordnung, wonach der Beschluß nicht anerkannt wird. Im zweiten Punkt wurden für Vertretungen des Gemeindevorstehers, während des Urlaubs, dem Besitzer Fuß 130 Zloty bewilligt, dem poln. Boten Krzucz 500 Zloty, als Beihilfe für Weihnachtsspende. Nachdem noch ein Antrag auf Gründung einer Zahlstelle in der Gemeinde für die Kreissparkasse angenommen wurde, erfolgte Schluß der Sitzung.

Zustellung der Listen für Personenbestandsaufnahme.

Durch die Steuerabteilung des Magistrats Kattowitz werden den Hausbesitzern von Kattowitz für die diesjährigen Personenbestandsaufnahme entsprechende Formulare zugeschickt. Das Formualer Muster II ist für den Hausbesitzer bestimmt, während letzterer die Formulare Muster IV seinen Mietern zuzustellen hat. Auf Formular II muß durch den Hausbesitzer die Eintragung aller Mieter erfolgen. Auf die genaue Ausfüllung der Rubriken ist strikt zu achten. Die Ausfüllung des Formulars IV hat durch das Familienoberhaupt der jeweiligen Mietswohnung vorzunehmen. Zu bemerken ist, daß bei Ausfüllung am Stichtag, d. i. am 15. Dezember d. Js. gewohnt haben. Innerhalb drei Tagen nach erfolgter Zustellung durch den Hausbesitzer, müssen die Mieter diesem die ausgefüllten Formulare wieder abliefern. Der Hausbesitzer ist verpflichtet, für den Fall, daß die Formulare seitens der Mieter unvollkommen ausgefüllt worden sein sollten, diese dazu anzuhalten, entsprechende Berichtigungen bezw. Vervollständigungn vorzunehmen.

Beide Arten von Formularen (Muster II und IV) sind bei der städtischen Steuerabteilung in Kattowitz, ulica Pocztowa 16, Stockwerk 1, Zimmer 6, in nachstehenden Terminen abzuliefern: Am 7., 8., 9. und 10. Januar kommenden Jahres von den Hausbesitzern der Altstadt Kattowitz, am 11. und 12. Januar aus dem Stadtteil III (Salenze-Domb), am 14. und 15. Januar aus dem Stadtteil II (Zawodzie-Bogutschütz) und am 16. Januar aus dem Stadtteil IV (Ligota-Brynow). — Es wird vom Magistrats darauf aufmerksam gemacht, daß fehlende Formulare bei der städtischen Steuerabteilung sofort anzufordern sind. In allen Uebertretungsfällen, beispielsweise bei Nichtausfüllung der Listen und Ueberschreitung der angesetzten Termine kann gemäß den geltenden Vorschriften des Finanzausschusses bei der Wojewodschaft eine Bestrafung bis zu einer Geldstrafe von 50 Zloty erfolgen.

Oeffentliche Weihnachtsfeier. Das städtische Wohlfahrtsamt veranstaltet am Sonntag, den 23. Dezember, nachmittags um 4 Uhr, am Kattowitzer Ring für die Armen eine öffentliche Weihnachtsfeier. Drei Musikorchester werden abwechselnd Weihnachtsweisen erklingen lassen.

Weihnachtsfeier der „Arbeiterwohlfahrt“. Am Donnerstag, abends, fand im Zentralhotel die diesjährige Weihnachtsveranstaltung der Frauengruppe „Arbeiterwohlfahrt“ statt. Weit über 150 Personen aus Groß-Kattowitz hatten sich eingefunden, so daß der Saal nur knappen Raum bot für die Versammelten. 5 kleine, im Lichterglanz erstrahlende Bäumchen, gaben dem Ganzen ein weihnachtliches Gepräge. Gegen 8 Uhr eröffnete Gen. Janta die Feier und begrüßte herzlich die Erschienenen. Hierauf hielt Gen. Kowoll eine kurze Ansprache, in welcher sie den Ursprung des Weihnachtsfestes schilderte und unsere Einstellung als Sozialisten dazu, die aus dem Scheinchristentum endlich ein Tatchristentum machen wollen, damit das „Fest der Liebe“ nicht für den besitzenden Teil der Menschheit, sondern vor allem für das gewaltige Heer der Proletarier zur wahren „Weihnacht“ wurde. Die Ausführungen gipfelten in der Aufforderung, sich enger zusammenschließen im Kampfe um unsere Idee und mit einem fröhlichen Weihnachtswunsch der „Arbeiterwohlfahrt“ Dann trugen die „Freien Sänger“ einige stimmungsvolle Lieder vor. Damit war der offizielle Teil der Feier erledigt. Anschließend gab es Kaffee und Kuchen für alle Anwesenden und recht reichlich, während den Bedürftigsten, speziell Witwen, Arbeitslosen und Invaliden, noch eine Extragabe in Form eines Lebensmittelpaketes zuteil wurde. Hierbei kamen auch besonders die Bergarbeitermitglieder aus Zawodzie, Zalenze und Domb in Betracht. Daß natürlich nicht alle damit zufrieden waren, konnte man sich denken, aber die Hauptsache ist doch, daß gerade die Allerärmsten unter uns eine kleine Weihnachtsfreude haben konnten und dieser Gedanke muß uns genügen.

Deutsche Theatergemeinde Katowice. Wir machen darauf aufmerksam, daß an den beiden Weihnachtsfeiertagen die Kasse vormittags von 11—1 Uhr geöffnet ist, und am 1. Feiertag auch nachmittags von 2 Uhr ab und abends von 6 Uhr ab.

Deutscher Samariter-Verein Katowice. Der D. S. V. veranstaltet am Sonnabend, den 29. Dezember d. Js., abends 8 Uhr, im Saale des Christlichen Hospiz in Katowice, ul. Jagiellonska (Prinz Heinrichstraße) eine Weihnachtsfeier. Die Mitglieder sowie Freunde und Gönner des Vereins sind hierzu herzlich eingeladen.

Friseurgeschäfte am morgigen Sonntag. Seitens der Polizeidirektion in Kattowitz ist den Friseurmeistern von Kattowitz auf Grund einer besonderen Eingabe betr. Offen-

haltung der Geschäfte am morgigen Sonntag, die Erlaubnis erteilt worden, morgen in der Zeit von 8 bis 10 Uhr vorm. und von 1 bis 6 Uhr nachm. zu arbeiten. Das gesamte Personal kann bei Bedienung der Kunden beschäftigt werden.

* **Von einer Lokomotive überfahren.** Ein zur Arbeit gehender Eisenbahnschaffner wurde in der Nähe des Bahnhofes Kattowitz—Ligota von einer Lokomotive erfaßt und von dieser eine ganze Strecke weit mitgeschleift. Der Verunglückt wurde sofort ins Krankenhaus geschafft, wo ihm beide Beine amputiert werden mußten. Dier Unglückliche wird kaum am Leben erhalten bleiben.

* **18 000 Zloty gestohlen.** Aus der Wohnung eines Oskar Michalski von der ul. Krzywa in Kattowitz wurde eine Geldkassette gestohlen, in der sich 18 000 Zloty befanden. Verdächtigt des Diebstahls werden mehrere Personen, jedoch ist von dem Gelde vorläufig keine Spur.

* **Gastrollen Lodzer Langfinger.** Einen guten Griff machten zwei bekannte Lodzer Taschendiebe Lajbusch Belstein und Aron Mentlich, in dem Grünpeterschen Geschäft in Kattowitz auf der Johannesstraße. In diesem Geschäfte befand sich der Kassierer Anton Lejko der Volbrunner Gummifabrik und tätigte einige Einkäufe. Neben sich hatte er eine Aktentasche liegen, die 52 000 Zloty enthielt. Die Spitzbuben, die anscheinend sehr gut informiert waren, vertauschten in einem günstigen Augenblick die Mappe mit einer ähnlich aussehenden und entfernten sich unauffällig aus dem Geschäftslokal. Kurz danach wurde der Tausch bemerkt und gleichzeitig von einer Dame, welche den Tausch bemerkte, die Spitzbuben beschrieben. Die sofort aufgenommene Verfolgung durch die Polizei hatte Erfolg, insofern, als beide Spitzbuben in dem Augenblick verhaftet werden konnten, als sie die Straßenbahn nach Königshütte besteigen wollten. Beide waren im Besitze von Auslandspässen. Damit hat ihre Gastrolle in Oberschlesien ein plötzliches Ende genommen und in Kürze werden sie ihren Beruf wohl kaum aufnehmen können. Pech, so vor den Festtagen in die Staatspension gehen zu müssen.

Kirchenbauten in Polnisch-Oberschlesien

Der Mensch denkt, und Gott lenkt — sagt ein deutsches Sprichwort und das trifft bei uns, wenn es sich um die Landes- und Kommunalverwaltungen handelt, voll und ganz zu. Haushaltspläne werden aufgestellt, Ersparnisse gemacht, die gewöhnlich durch Streichungen der Unterstützungen an die Armen und Arbeitslosen ihr Gleichgewicht erhalten, und wenn man glücklich bereits alle Klippen umschifft hat, da taucht plötzlich die Kirche mit ihren Forderungen auf der Bildfläche auf. Sie bittet nicht, sondern sie fordert und ihre Forderungen sind alles andere nur nicht bescheiden. Man zerbricht sich den Kopf, wie man diesen Forderungen nachkommen kann und da die Gemeindeleitungen — und nicht zuletzt die Gemeindevertretungen — klerikal sind, so kramt man den letzten Groschen heraus und wirft ihn der unersättlichen Kirche hin. Da gewöhnlich der Appetit bei der Mahlzeit zu pflegen kommt, so rückt die Kirche immer mit neuen Forderungen heraus. Die schlesischen Pfarrer haben plötzlich entdeckt, daß ihre Pfarrhäuser alt, klein und unmodern sind. Neue Pfarren müssen gebaut werden, beziehungsweise werden die alten umgebaut und die Gelder dazu sollen die Gemeinden hergeben. In den meisten Gemeindevertretungen befaßt man sich gegenwärtig mit Pfarrhäusern. Die Pfarrer verlangen zum Teil Bargeld und zum Teil Garantien, die die Gemeinden für aufgenommene Darlehen übernehmen müssen. Wiederholt ist es bei diesem Anlasse zu Konflikten zwischen Gemeindevertretungen und Pfarrern gekommen. Der Pfarrer ist unnachgiebig, scheut vor keinen Mitteln zurück und beharrt auf seinen Forderungen, selbst wenn sie das gedeihliche Leben und Arbeiten in der Gemeinde zerstören sollten, wie es letztens in Janow vorgekommen ist.

Neben den neuen Pfarren werden neue Kirchen gebaut. Die Kirche hat hier großartige Pläne entworfen und sie ist bereits daran, diese Pläne in die Tat umzusetzen. In der Wojewodschaftshauptstadt werden gleich drei neue Kirchen gebaut. Der Bischof Lisiecki baut eine Domkirche und ein Bischofspalais, für 30 Millionen Zloty. In Kattowitz 2 wird eine Ortskirche für 5 Millionen Zloty gebaut. Nun hat die Militärverwaltung in Kattowitz entdeckt, daß sie ebenfalls ohne Kirche dasteht und unbedingt eine Garnisonkirche haben muß. Die Stadt Kattowitz muß das Grundstück dazu hergeben und selbstverständlich auch einen Teil des Geldes dazu. Die Wojewodschaft soll den Rest des Geldes beisteuern. Der Wojewodschaftsrat muß sich in jeder Sitzung mit Kirchenbauten befassen und es wird immer tiefer in den Geldbeutel gegriffen, um die ewig hungrige Kirche sättigen zu können. Neben der hiesigen armen Kirche kommt noch zu uns die Kirche aus den übrigen Landesteilen Polens mit Betteleiforderungen, die bei uns immer williges Ohr finden. Wir renovieren mit unseren Geldern die Kirchen in Krakau, in Czenstochau und weiß Gott noch wo. Der Klerus in Krakau bettelt nicht nur bei der Wojewodschaft, sondern belästigt auch die einzelnen schlesischen Gemeinden und lockt ihnen Geldbeträge heraus.

Nun ist aber mit dem Kirchenbau in Kattowitz die Sache nicht erschöpft, da in einer Reihe von schlesischen Gemeinden neue Kirchen gebaut werden. In Schoppinitz wurde bereits ein Grundstück für eine neue Kirche erworben und mit dem Bau derselben wird schon im Frühjahr begonnen werden. Desgleichen wird die Gemeinde Scharley eine neue Kirche und selbstverständlich eine neue Pfarre gebaut. In Brzenskowitz ist man auch kirchenschwanger und entsendet Delegationen nach allen Richtungen hin, um sich öffentliche Gelder für den Kirchenbau zu sichern. In dem Rybniker Kreise werden neue Kirchen gebaut und bereits erbaute eingeweiht. Das Sonderbare an der ganzen Sache ist, daß die Kirchen aus unseren Steuergeldern gebaut werden und zwar nicht aus der Kirchensteuer, sondern aus der allgemeinen Steuerkasse. Die Kirche gibt aus ihren Mitteln keinen Groschen für Kirchenbauten aus und die Kollekte, die aus diesem Anlaß gesammelt wird, bringt nicht viel zusammen. Das Geld muß die Wojewodschaft und die Gemeinden hergeben. Es sind also durchweg Steuergelder, die die Schulter der Schwachen so sehr bedrücken. Das bißchen Platz im Himmel kommt uns bereits auf Erden teuer zu stehen.

Königshütte und Umgebung

Aus der Sitzung der Wege- und Straßenbaukommission.

Infolge der in nächster Zeit stattfindenden Budgetberatungen für das Rechnungsjahr 1929/30, werden schon jetzt Vorbereitungen in den verschiedenen Kommissionen getroffen. Auf Grund dessen tagte auch die obengenannte Kommission, um zu verschiedenen Projekten für das nächste Jahr Stellung zu nehmen, wo unter anderem eine neue Straße zwischen der ulica Podgorna und Chorzowska erschlossen werden soll, nachdem das städtische Gelände am Redenberge angekauft wurde, und die Stickstoffwerke daselbst im nächsten Jahre 15 Familienhäuschen, wovon schon bereits zwei bezogen worden sind, erbauen wollen. Zur Deckung der Straßenbaukosten werden in das nächstjährige Budget 130 000 Zloty eingesetzt. Für den Ausbau der ulica Dr. Urbanowicza, 3-go Maja und ulica Bytomska, werden 620 000 Zloty benötigt. Einen Betrag von 570 000 Zloty wird der Ausbau der ulica Bytomska im Abschnitt von der ulica 3-go Maja bis zur ulica Krzyzowa erfordern, desgleichen die ulica Styczynskiego im Abschnitt von der ulica 3-go Maja bis zur Volksschule 15, 18 000 Zloty. Die lautgewordenen Wünsche, die verlängerte ulica Katowicka bis zum Stadion zu pflastern und mit einem Bürgersteig zu versehen, kann die Stadtverwaltung gegenwärtig nicht erfüllen, bis nicht die Straßenbahngesellschaft den breitspurigen Ausbau der Gleise vorgenommen bezw. beendet hat.

Neben der Pflasterung wird auch besonders auf die Kanalisierung Wert gelegt. Nach einem dazu aufgestellten Plan sollen mit einem Betrage kanalisiert werden: die ulica Urbanowicza 41 000 Zloty, ulica Kordeckiego 12 000 Zloty, verlängerte ulica Gymnazjalna 37 000 Zloty, ulica Ogrodowa im Abschnitt von der Pudlerska bis zur Krzyzowa 32 000 Zloty, ulica Karola Miarki im Abschnitt von der 3-go Maja bis zur sw. Jana 26 000 Zloty, ulica Kingi 16 000 Zloty. Die Gesamtsumme ist auf 164 000 Zloty veranschlagt, wozu noch 25 000 Zloty für die Unterhaltung der Kanäle hinzukommen.

Die Pflasterung der Straßen ist überall mit kleinen Granitsteinen oder Andesit vorgesehen. Um mit Frühjahrsbeginn die Arbeiten in Angriff nehmen zu können, soll schon jetzt der Stadtbaurat mit einigen Steinbruchbesitzern in Kleinpolen bezw. in der Umgebung von Krakau in Verhandlungen treten, um genügend Material auf Lager bereitzuhalten. Für die geplanten Kanalisationsarbeiten soll ein Spezial-Ingenieur angenommen werden. Die Ausführung der verschiedenen benannten Arbeiten wird annähernd eine Summe von 1 Million Zloty erfordern.

Siemianowitz

Belegschaftsversammlung der Richterschächte.
Ein mißliebiger Ingenieur.

Die Belegschaft veranlaßte nach der Neuwahl, die im August stattfand, den Betriebsrat zu einer ersten Belegschaftsversammlung. Die Stimmung der Arbeiter ist sehr gespannt. Der Vorsitzende teilte mit, daß in Kürze die Uhrenverteilung für die Jahrgänge 1917, 1918 und 1919, sowie für den laufenden Jahrgang 1928 erfolgen soll. Auch die Belegschaftsmitglieder, welche Geldspenden erhalten haben in inflaiertem Gelde, werden bedacht.

Daraufhin setzte dis Diskussion über die neuen Knappschaftsbestimmungen ein. Gewerkschaftssekretär Manowski hielt das aufklärende Referat und ein Knappschaftsältester. Mit allen Stimmen wurde diese Art Verbesserung abgelehnt. Leider wird in der Generalversammlung dieser und andere Beschlüsse nicht durchzuführen sein.

Mit Entrüstung nahm die Belegschaft die Mitteilung entgegen, daß die Strafgelder jetzt der Staatskasse zufließen sollen. Die Strafen erhalten auf diese Weise den Charakter von Polizeistrafen. Und, so führten die Diskussionsredner aus, ein staatsfreundlicher Beamter, wird natürlich dem Staate nach Herzenslust Gelder zuschanzen können. Wie dieses Geld verwendet werden soll oder zu welchem Zweck, wurde leider nicht verraten.

Ein Arbeiter trat aufs Podium und führte Beschwerde gegen den Betriebsführerstellvertreter Ing. Tschirski. Er brachte bei ihm einmal eine Beschwerde vor, wegen widerrechtlicher Bestrafung. Darauf gab ihm der Ingenieur zur Antwort, er wird ihm einen Fußtritt geben, wenn er nicht schleunigst verduftet. Auch sind noch weitere Beschwerden unter der Belegschaft gegen den Ingenieur laut geworden, Ausdrücke gemeinster Art. Der Betriebsrat ist darüber informiert, greift aber nicht ein. Würde sich das früher ein deutscher Steiger erlaubt haben, so wäre man mit ihm anders verfahren. Sind doch Beschwerden vorgekommen, wo sich ein Arbeiter einmal monierte, daß ihm der Steiger Esel gesagt hätte, allerdings schon vor 10 Jahren. Mögen diese Zeilen dem Ingenieur zur Warnung dienen. Ostkultur haben wir uns anders vorgestellt. Zum Schluß verlangte die Belegschaft rücksichtsloses Vertreten ihrer Interessen bei der Knappschaft.

Schuhe für arme Kinder. In der letzten Stadtverordnetensitzung wurden für den Ankauf von Schuhen für arme Kinder in den Volksschulen 15 000 Zloty bewilligt. Das angekaufte Schuhwerk kommt in den nächsten Tagen zur Verteilung. Diejenigen Eltern, deren Kinder Schuhwerk erhalten sollen, noch aber von der Schulleitung benachrichtig werden können, sich beim Magistrat im Schulbüro einen Ausweis holen. Nach Abgabe des Ausweises und Bekanntgabe des Schuhkaufmannes können, daselbst die Schuhe in Empfang genommen werden.



Der stolze Straßenhändler
„Bitte an der Kasse zu zahlen!“ (Punch.)

Theater und Musik

„Die Macht des Schicksals“.
La Forza del Destino.
Oper in einem Vorspiel und 3 Akten von G. Verdi.

Es ist dankenswert, daß die Theaterleitung gerade diese Verdi-Oper über die Bühne gehen läßt, und zwar deshalb, weil das seltsame Schicksal des Aufstieges derselben in höchstem Maße interessiert ist. Bereits 1862 in Petersburg und später (1869) in Mailand uraufgeführt, erfreute sich das Werk eines großartigen Erfolges, der von Fall zu Fall stieg, weil eben das Ganze in seiner Leidenschaft und Sinnesaufpeitschung dem Geschmack der Italiener weitest entgegenkam. In Deutschland dagegen konnte die Oper wegen seines schwachen und lückenhaften Textes keinen Eingang finden, obwohl uns das seltsam genug anmutet, da doch andere Verdi-Opern (siehe La Triviata) ebenfalls textlich durchaus viel zu wünschen übrig lassen und sich doch in der deutschen Musikwelt der größten Wertschätzung erfreuen. Also natürlich der musikalischen Seite wegen. Und da auch die Notwendigkeit vorlag, in Deutschland die Musik der obengenannten Verdi-Oper als vollwertig anzuerkennen, entschloß sich Franz Werfel, ein hervorragender Verdi-Kenner, das Textbuch von „La Forza del Destino“ umzuarbeiten und zum mindesten eine logische Handlung darin zu verweben, so daß im Jahre 1926 auch diese Verdi-Oper in Berlin bühnenreif wurde, um ebenfalls vollste Anerkennung zu finden. Und in der Tat ist die dazu geschriebene Musik ein Meisterwerk größten Stils. Verdi hat ein vorzügliches Talent, Seelenvorgänge aller Art stilvoll, stimmungsgemäß zu untermalen und mit einer solch hinreißenden Schönheit mit einem so gewaltigen Melodienreichtum, daß man es geradezu bedauert hätte, wenn dieses Werk für uns in der Versunkenheit geblieben wäre. Im Verhältnis zu der schwachen Handlung nimmt die Vertonung ein Uebermaß von Empfindungen und Darstellungen an; die ganze Skala menschlicher Leidenschaften und Gedanken bietet uns die Partitur dar, und schon die Ouverture erschließt dem entzückten Hörer die Pforten zu diesem musikalischen Hochgenuß. Niemand empfindet die teilweise Leere der Geschehnisse, und man kann es wohl verstehen, daß das leicht entzündliche Blut der Italiener dieser Verdi-Musik weit, weit entgegengekommen ist. Jedenfalls reiht sich „Die Macht des Schicksals“ in musikalischer Hinsicht würdig in die anderen Werke des großen Meisters ein, und wird auch in Deutschland seinen Platz sehr wohl behaupten können.

Vom Inhalt ist Folgendes zu sagen: Alvaro, ein edler Spanier, liebt Leonore, die Tochter des Marchesen von Calatrava und will sie entführen. In letzter Minute wird die Absicht der Liebenden verraten, der Vater eilt herbei und nun setzt die dunkle Schicksalsmacht ein, indem die Waffe Alvaros losgeht und den Vater der Geliebten trifft, der mit einem Fluch an seine Tochter, tötlich verwundet, sein Leben beschließt. Don Carlos, der Sohn des Marchesen, schwört nun ewige Rache, Alvaro und die Schwester zu töten und verfolgt die Entflohenen. Als „schwarzer Student“ tritt er auf in der Nähe eines Mönchklosters, wo auch Leonore weilt, die aber entsetzt weiter eilt, als sie den Bruder erkennt. Die Macht des Schicksals reißt nun die Liebenden auseinander, Leonore findet in Männerkleidern im Kloster Zuflucht und haust abseits von allem Leben in einer Klause, Alvaro aber trifft mit Don Carlos im Gefecht der verbündeten italienisch-spanischen Truppen zusammen, rettet diesem das Leben, und sie schließen miteinander Freundschaft, denn sie kennen sich nicht. Erst als Alvaro verwundet wird, und, da er zu sterben glaubt, dem Freunde ein Bündel Briefe zum Vernichten übergibt, steigt in Don Carlos der Verdacht auf und bestätigt sich; denn er findet in dem Päckchen das Bild Leonorens. Wutentbrannt und rachedurstig will er mit Alvaro kämpfen, wird aber von der Lagerwache abgeführt und sucht nun weiter und findet endlich Alvaro, der sich voller Verzweiflung von der Welt zurückgezogen hatte, in dem gleichen Kloster, wo Leonore haust. Hier reizt und beleidigt er den edlen Jüngling, der doch unschuldig ist und durchaus kein Blut vergießen will, und als er ihn schließlich schlägt, ergreift Alvaro den Degen und nun kämpfen sie miteinander und gelangen bis vor die Klause Leonorens, wo Don Carlos tot zusammenbricht, Leonore nun heraustritt und zwar den Geliebten erkennt, aber vor Schreck ebenfalls den Tod erleidend, während Alvaro dem dunklen Schicksal überlassen bleibt.

Wie stets, so waren auch die gestrigen Leistungen des Opern-Ensembles von anerkennenswerter Güte. An vorderster Stelle muß Reina Backhaus genannt werden, deren Leonore in Darstellung und musikalischer Hinsicht von großem Format war. Tiefste Seelenempfindungen aller Schattierungen sprachen daraus und gaben dem Ganzen Seelenglanz und Gefühlsreichtum. Die gesanglichen Darbietungen übertrafen selbst die kühnsten Hoffnungen. Auf gleicher beachtenswerter Höhe bewegte sich der Don Carlos von Ewald Böhmer, dessen künstlerische Qualitäten erstklassig waren. In Erscheinung und Spiel der Rolle angemessen, nimmt dieser prachtvolle metallene Bariton mit wunderbarer Klangschönheit und flüssigem Ausdruck sofort den Hörer gefangen. Auch Willy Sperber als Alvaro im Anfang etwas matt in der Stimme, entfaltete im Laufe des Abends sein Können in jeder Beziehung zu vollstem Erfolg und war besonders stark an den Duettstellen mit Don Carlos. Sein Tenor ist durchaus entwicklungsfähig, bedarf aber noch einiger Schulung, damit kleine Fehler, wie Atemholen usw., in Zukunft vermieden bleiben. Sehr eindrucksvoll gestaltete Paul Schlenker, der Vielseitige, die Rolle des Marchesen, ferner Gerda Redlich die der jungen Preziosilla (Wahrsagerin). Gustav Adolf Knörzer als Pater Guardian war würdevoll und liebreich und sang seinen Teil zur vollsten Zufriedenheit. Alexander May gab den Klosterpförtner Fra Melitone mit Einfalt und einer gewissen Offenheit, die ganz gut dazu paßte, und ließ gesanglich, speziell in der nachgeahmten „Kapuzinerpredigt“, nichts zu wünschen übrig. Die kleineren Rollen lagen in guten Händen.

Ganz besondere Anerkennung gebührt den Leistungen des tüchtigen Orchesters, das unter Leitung des Dirigenten Walter Schmidt-Kempter die Partitur des Werkes mit großer Schönheit, technisch einwandfrei herausbrachte und Stimmungen schuf, deren Eindruck tief in uns haften geblieben ist. Paul Schlenker als Regisseur sorgte nicht nur für eine flotte Abwicklung des neunmaligen Szenenwechsels, sondern hat den Gegensatz zwischen den Szenen der Einzelpersonen und der Volksszenen recht deutlich zum Ausdruck gebracht. In den letzteren hatte Stefa Kraljewa Gelegenheit, ihr Talent leuchten zu lassen, was auch in der Wiedergabe des feurigen Fandango geschah. Die Chöre hatten ihren guten Tag, und die Bühnenbilder Hermann Haindl's, im Verein mit den stilechten Kostümen, boten dem Ganzen einen künstlerischen Rahmen von bestem Geschmack. Jedenfalls war die gestrige Opernvorstellung ein erneuter Beweis, wie leistungsfähig unser Theater gerade auf diesem Gebiete ist. Das erkannte auch das Publikum wiederum dankbar an und spendete Beifall in reichstem Maße. A. K.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Ungeheuer des Wassers

Von William Beebe.

Aus: William Beebe. Die Arcturus-Abenteuer. Die erste Tiefsee-Expedition der Neuyorker Zoologischen Gesellschaft. Ganzleinen 16 M. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Es gibt zwei Arten von Sensationen, mit denen die Wissenschaft aufwartet; die eine ist das Ergebnis langer, geduldiger, scharfsinniger Untersuchungen. So zum Beispiel, wenn jahrelange astronomische Berechnungen ergeben, daß die Bewegungen gewisser Himmelskörper nur durch das Vorhandensein einer unbekannten Größe erklärt werden können, und eines Tages wird dann dieser unbekannte aber vermutliche Stern genau an der Stelle gefunden, wo ihn die mathematische Notwendigkeit vorausgesetzt hatte.

Eine andere Sensation liegt in einer völlig unerwarteten Entdeckung. Nacht für Nacht schwammen am Außenrande des Lichtkegels der elektrischen Fallreepslampen unserer „Arcturus“ kleine weiße Punkte auf dem Wasser. Vergebens versuchten wir sie mit dem Netz aufzufischen. Ab und zu vereinigten sich mehrere zu einer langsam dahingleitenden, welligen Reihe. Schließlich gelang es Serge Chetyrkin, obzwar er beinahe ins Wasser gefallen wäre, ein Stück aufzuschöpfen und in einen kleinen Topf zu werfen. Zu meinem Erstaunen erkannte ich, daß es ein Papiernautilus war, mit anderen Worten ein verkleinerter Krake mit der zartesten Schale der Welt. Ich habe niemals ein Tier von jähzornigerer Gemütsart gesehen — wir nannten es sofort „die böse Sieben“. Kaum hatte ich sie in ein kleines Aquarium versetzt, als sie zornig eine Sepiawolke ausstieß; wir mußten zweimal den Behälter wechseln, bis ihr Tintenbeutel entleert war und ich sie klar beobachten konnte. Sie saß ruhig auf dem Boden und schlang ihre vielen Arme um die schöne braun und weiße Schale. Sobald aber mein Gesicht sich dem Glas näherte, stürzte sie rückwärts und vorwärts, schoß direkt auf mich zu oder stieß in die gegenüberliegende Glaswand und zog sich schließlich in eine Ecke zurück. Gehässig spritzte sie hier Wasserstrahlen aus ihrem Trichter, bis ich ihr einen kleinen Fisch gab. Unliebenswürdig riß sie ihn an sich, biß den Kopf ab, fraß den Körper und tastete dabei mißtrauisch mit drei oder vier Armen in meine Richtung.

Zwei Tage später bekam sie einen solchen Wutanfall, daß sie sich ganz und gar aus ihrem Gehäuse herausschnellte. Ich hob es sorgfältig auf und fand darin noch ihre Eier vor. Ich zählte etwa eintausenddreihundert Stück. Es waren an beiden Enden gleichgestaltete Ovale, ungefähr 10 bis 15 Millimeter lang, mit einem winzigen Faden an dem einen Ende, der sie lose zusammenhielt. Das Ganze sah genau aus wie eine verkleinerte Weintraube: die kleineren Stiele wuchsen aus der größeren hervor, die ihrerseits einem gewundenen Mittelstamm entsproßten. Die Embryonen befanden sich auf verschiedenen, weit vorgeschrittenen Entwicklungsstufen; die zukünftigen Augen der jungen Argonauten waren durch zwei große, rote Flecken angezeigt.

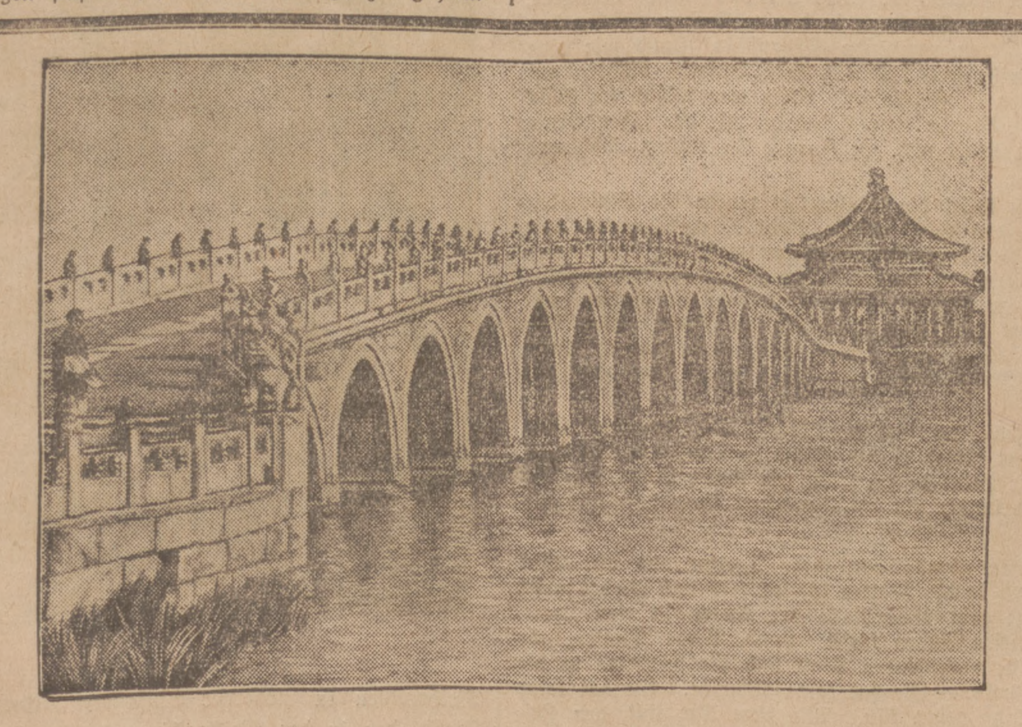
Das Gehäuse des Papiernautilus wird durch zwei große, flache Lappen an den Armen verdeckt; früher glaubte man, daß der glückliche Besitzer bei ruhigem Wetter an die Oberfläche käme, sich gemütlich in seiner Schale zurücklehne und die beiden breiten Arme als Segel emporhöbe. Ein solches Kunststück dürfte eigentlich nur in Sicht der tangumstrickten Flotten im Sagossameer vorgeführt werden. Ich wurde nie müde, die gefangenen Tintenfische und Kraken zu beobachten. Kurze Zeit, nachdem wir den Nautilus geborgen hatten, fing Serge mit der ihm eigenen Geschicklichkeit einen 60 Zentimeter langen Tintenfisch, den ich lange studierte. Er bespritzte uns über und über mit Sepia und biß uns in die Hände, ehe wir ihn in ein Aquarium verstauen konnten. Als er sich beruhigt hatte, bewegten sich seine Höcker in langsamem Takt, wobei eine solche Fülle von Farben über den Körper spielte, daß man neue Worte erfinden müßte, um sie zutreffend zu beschreiben: rote, schwarze, braune, gelbe Töne rollten, wogten, sprangen ins Auge, während die Farbstoffstellen sich zusammenzogen und ausdehnten; es war eine lebende, flüssige Palette.

Die stieren Augen waren oval und von einer erstaunlich türkisblauen Farbe; selbst auf ihnen wuchsen und vergingen scharlachrote Flecke — sie verschwanden vollständig, um im nächsten Augenblick wieder zu erscheinen und sich zu vereinigen, wodurch aus Türkisen Karneole wurden. Ich blickte in die unheimlichen, schmalen katzenartigen Pupillen; sie schienen den ganzen geheimnisvollen Schrecken auszudrücken, der die Dinge umwebt, die es auf dieser Gotteswelt nicht geben dürfte — Dinge, wie diese ungeheuerlichen, quappigen Wesen, denen Schnecken, Nautilus und Auster Geschwister sind — Wesen, die sich nicht einmal wie die bescheidenen Seescheiben höheren Strebens in der Jugendzeit rühmen können. Sie sind Schalentiere und nichts weiter. Und trotzdem besitzen sie ein Auge, das ebenso hoch oder höher entwickelt ist als das unsere. Wenn einem niederen, molluskenhaften Ding ein solches „Fenster der Seele“ gegeben ist, fragt man sich, welches Geheimnis, welch ungeheures Wertstück es dafür wohl in Tausch gegeben hat, welch dunkles Geschäft da in einem ruchlosen „Bureau d'Echange de Maux“ abgeschlossen worden ist. Das Vorhandensein einer Hand oder eines Fußes, den Gliedmaßen unendlich höher stehender Wesen nachgebildet, würde uns nicht so in Erstaunen setzen — aber das Auge in diesem Körper, das dürfte nicht sein. —

Ehe wir uns unter den kleinen Bewohnern der Hochsee verlieren, wollen wir einen Blick auf ihren Gegensatz werfen. Tag für Tag sichteten wir vom Ausguck oder der Brücke die Ungeheuer der Meeresoberfläche; es waren vereinzelte Klumpfische von solch riesenhafter Größe, daß der Mann der Wissenschaft besser tut, sie nur eben außerordentlich groß zu nennen, so lange sie sich außerhalb des Bereiches des Ellenmaßes halten. Ein Laie könnte ohne Uebertreibung als Vergleich ein senkrechtes Scheunentor anziehen. Uebrigens bliebe das abgebrauchte Bild in wagerechter Richtung gemeint, noch hinter den Tatsachen zurück, wenn man es auf einige Teufelsfische oder Riesenrochen anwenden würde, die wir sahen.

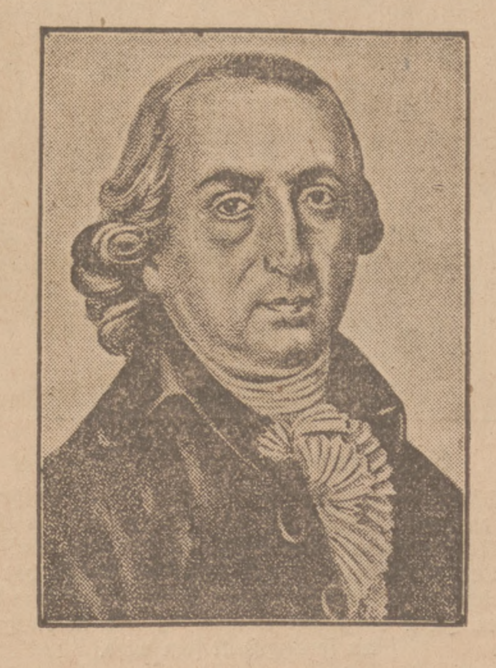
Nördlich von Narborough waren sie so zahlreich, daß drei Mitglieder des Stabes, Dickermann, Franklin und Cady, es sich in den Kopf setzten, einen zu fangen. Sie trugen alle Waffen zusammen, die es rechtmäßig oder heimlich auf der „Arcturus“ gab, brachen in einem kleinen Ruderboot auf und hatten Erfolg. Als wir später die Einzelheiten des Kampfes an Hand der kinematographischen Aufnahmen verfolgten, erkannten wir, daß wir wirklich Glück gehabt hatten; hätte der große Fisch mit seinen Flossenspitzen etwas näher und höher gereicht, so wären das Ruderboot und die Teufelsfischer zerschmettert worden. Nachdem einmal eine Harpune fest in dem Fisch saß, war der weitere Kampf nur noch eine Sache der Ausdauer; die einzige Frage war, ob die Verletzungen durch den Kugelregen eher wirksam werden würden als das Gewicht der Geschoßmengen, die nun in dem Körper des Opfers steckten. Irgendetwas führte jedenfalls schließlich zum Ziel; nach zwei Stunden ergab sich der Teufelsfisch und wurde zur „Arcturus“ geschleppt. Mehrere Taue rissen, ehe er aufgehievt und auf Deck niedergelassen war. Da hatten wir allerdingt ein Beobachtungsstück, das nicht auf die Platte des Mikroskops gelegt werden konnte; um es zu studieren, mußte man es umwandern oder beinahe hineingehen, denn sein gähnender Rachen war sicher 1¼ Meter weit. Von Flossenspitze zu Flossenspitze maß er genau 5½ Meter; als wir ihn zerteilten und die einzelnen Stücke nacheinander wogen, kamen wir auf ein Gesamtgewicht von 2080 Pfund. Die Leber allein hatte das Gewicht eines Menschen. Wir fanden im Innern einen jungen, ausgetragenen Teufelsfisch, ein strammes Baby, das 25 Pfund wog und eine Flossenspannweite von über einen Meter hatte. Wie gewöhnlich hausten auf dem Fisch viele interessante Schmarotzer. Ich löste acht Schiffshalter aus seinen Kiemen, und mindestens dreißig Stück waren von ihm abgefallen, als er das Wasser verließ. Auf der Haut hafteten viele seltsam aussehende Kruster.

Diese großen Fische sind nicht sonderlich vorsichtig; einige Tage zuvor hatten wir auf der Rückkehr vor einer Taucherexpedition in Küstennähe eine Stunde lang mit einem von ihnen gespielt, indem wir ihn immer wieder mit dem Boot anrannten, wobei er halb umkippte und uns flossenschlagend mit einem Sprühregen überschüttete. Zwei Stück waren dicht beisammen, und jeder hatte eine Flossenspannung von 3 Meter. Trotzdem wir sie mit den Rudern knufften, dachten sie gar nicht daran, das Feld zu räumen oder zu tauchen; als wir sie verließen, schwammen und rollten sie noch an der gleichen Stelle umher.



Ein Bild aus Alt-China

Marmorbrücke am Kaiserlichen Sommerpalast bei Peking.



Johann Gottfried Herder

der große Philosoph und Poet, ist am 18. Dezember vor 125 Jahren gestorben.

Mars in Erdnähe

Von Artur Stentzel.

Jetzt wiederum, wie stets nach einem durchschnittlich 2 Jahre 50 Tage währenden Zeitraume, befindet sich der Planet Mars in größter Erdnähe; sein Abstand von der Erde beträgt 87 Millionen Kilometer, das sind 0,58 der Entfernung Sonne—Erde (149,5 Millionen Kilometer), die als „Astronomische Einheit“ gilt. Die Erdnähe des Mars tritt immer ein, wenn der Planet der Sonne gerade gegenüber, in Opposition, steht, also Sonne, Erde, Mars in einer Linie sich befinden, doch fallen beide Termine infolge der Bahnlage beider Planeten gewöhnlich nicht zusammen. So ist uns Mars diesmal zwar schon am 15. Dezember am nächsten, gelangt aber erst am 21. Dezember in Gegenschein. Wegen der starken Exzentrizität der Marsbahn, die mit 0,09 nächst der Merkurbahn (0,2) am größten von allen Plantenbahnen ist, zum geringeren Teil auch wegen der Erdbahnexzentrizität schwankt nun der Abstand des Mars bei seiner jeweiligen Erdannäherung sehr bedeutend, zwischen 55,7 Millionen Kilometer im günstigsten Falle und 100,2 Millionen Kilometer im ungünstigsten Falle. Am 22./23. August 1924 erreichte Mars seinen überhaupt möglichen geringsten Abstand von der Erde, wie er im ganzen 20. Jahrhundert nur dieses eine Mal eintrat, am 3. März 1933 wird dagegen der Mars in seiner Opposition fast am weitesten entfernt bleiben, bis dahin verschlechtern sich mithin die Verhältnisse.

Da Mars nur ein Siebentel des körperlichen Inhalts der Erde besitzt und sein Durchmesser mit 6770 Kilometer nicht viel mehr als die Hälfte des Erddurchmessers, 12 756 Kilometer, beträgt, erscheint uns seine Scheibe in der immerhin noch recht ansehnlichen kleinsten Entfernung gegenwärtig unter dem Winkel von nur 16 Bogensekunden. Entsprechend den starken Schwankungen des Oppositionsabstandes wechselt naturgemäß auch der scheinbare Durchmesser des Mars sehr stark, nämlich zwischen 25,1 und 13,8 Bogensekunden; 1924 wuchs er auf den ersten Wert an, 1933 wird er auf 13,9 Sekunden zusammenschrumpfen und 1939 erneut auf 24,1 Sekunden anwachsen. Daß auf einer so kleinem Planetenscheibe Einzelheiten sehr schwer zu erkennen sind, ist leicht zu verstehen. In der Tat bedarf es auch vorzüglicher Instrumente, einer völlig klaren Luft und längerer Uebung im Marsbeobachten, um Feinheiten wie das Liniennetz, die sogenannten Kanäle, wahrzunehmen oder gar zeichnerisch festzuhalten. Weniger schwierig zu sehen sind einige der großen dunklen Flecke, der mutmaßlichen Meere, sowie die glänzenden Polarflecke. In dem langjährigen Streit um die Existenz der „Kanäle“, die manche Astronomen durchaus als optische Täuschungen hinstellen wollten, sind schließlich doch die Beobachter jener Linien, wie zu erwarten war, Sieger geblieben. Wir haben uns eben mit dem Vorhandensein dieses Marsrätsels abzufinden, auch wenn wir es nicht zu lösen vermögen. Aehnliches gilt von den hellen Polarflecken, deren Analogie mit den polaren Eisgebieten der Erde von vielen energisch in Abrede gestellt wurde. Heute wissen wir, daß es auf unserem Nachbarplaneten ebenfalls Schnee und Eis gibt Seitdem es gelungen ist, die Oberflächentemperatur der verschiedenen Zonen des Mars annähernd genau zu messen und nachzuweisen, daß die Wärme am Tage nicht erheblich unter der Wärme auf der Erdoberfläche zurückbleibt und nachts tiefer sinkt, läßt sich die Möglichkeit eines gewissen organischen Daseins auf dem Mars nicht mehr in Abrede stellen. Ueber den Stand seiner Entwicklung können selbstverständlich nur Vermutungen ausgesprochen werden, der Phantasie sind aber hier bestimmte Grenzen gezogen. Vielleicht weicht das Leben auf Mars in mancher Beziehung nicht allzu sehr von dem auf Erden ab, denn auch den Mars umgibt eine dünne wasserdampfhaltige Atmosphäre. Sein Jahr ist allerdings 1,88 mal so lang als das Erdenjahr, ebenso jede seiner vier Jahreszeiten. Da die Neigung des Marsäquators gegen die Bahnebene 25,6 Grad beträgt, also nur wenig größer ist als die des Erdäquators, 23,5 Grad, gleichen die Marsjahreszeiten den irdischen fast vollkommen.

Wer den Mars beobachten will, sei es mit einem Fernrohr oder auch mit freiem Auge, dem bietet sich jetzt während der ganzen Nacht Gelegenheit hierzu. Im Sternbilde der Zwillinge steht er als prächtig strahlender Stern, sofort kenntlich an seiner lebhaft roten Farbe, abends am Osthimmel, um Mitternacht sehr hoch im Süden und gegen Morgen im Südwesten. Er bildet mit den beiden Hauptsternen der Zwillinge, Castor und Pollux, als Basis (links) ein spitzwinkliges Dreieck.

Auf dem Grund des Niagara

Die Niagarafälle sind nicht nur als Naturschauspiel und als ungeheure Kraftquelle berühmt, sondern sie bieten auch ganz eigenartige geologische Probleme, über die dieser Tage Geheimrat Penck in der Preußischen Akademie der Wissenschaften sprach. Der Niagarafluß bildet die Verbindung des Erie- zum nördlicher gelegenen Ontariosee und gleichzeitig die jetzt streng bewachte Grenze zwischen USA. und Kanada. Oberhalb des Falls ist er ungefähr zwei Kilometer breit, aber nur drei bis vier Meter tief. Der Fall selbst teilt sich in den amerikanischen und den mächtigen Hufeisenfall, zwischen denen die Ziegeninsel liegt.

In mächtigen Bogen stürzt das Wasser in einer Dicke von sechs Metern 50 Meter tief hinab, bildet im Kessel darunter Wirbel bis zu einer Tiefe von weiteren 50 Metern und erfüllt die Luft weithin mit einem Sprühregen, der in wundervollen Regenbogenfarben erglänzt. Die oberste Kante des Falles besteht aus hartem Niagarakalkstein; darunter kommt die Schicht weicheren Gesteins, die vom Wasser ausgewaschen wurde, so daß eine Untergrabung, ein weit vorspringendes Kalksteinschutzdach entstanden ist. Heute kann man, in wasserdichte Mäntel gehüllt, durch einen Lift auf den Grund des Falles gelangen und sich in dessen Höhlung zwischen der Stein- und Wasserwand ergehen. An den Fall schließt sich eine zehneinhalb Kilometer lange Schlucht, die an manchen Stellen nur 100 Meter breit ist, und in der das Wasser eine Stundengeschwindigkeit von 36 Kilometer erreicht. Die steilen Wände zeigen dieselben abwechselnden Schichten von hartem und weichem Gestein; doch wird die harte schützende Kalkplatte nach Norden zu immer dünner.

Hier zeigt sich nun eine wohl einzig dastehende Erscheinung, daß nämlich der Fluß an den breitesten Stellen auch am tiefsten ist — bis 58 Meter —, an den engsten Stellen dagegen verhältnismäßig seicht, 33—38 Meter. An einer Stelle, bei Whirpool, macht er ein Knie und starke Wirbel. Diese merkwürdige Erscheinung veranlaßte den berühmten amerikanischen Geologen Gilbert zu eingehenden Untersuchungen. Der Gelehrte fand, daß diese Erscheinung damit zusammenhänge, daß die Schlucht zweimal im Laufe ihrer Vergangenheit nur von geringen Wassermengen, etwa einem Siebentel der jetzigen durchströmt wurde. Da der Fall ständig jährlich um 0,8 bis 1,3 Meter zurückweicht, hat er sich im Laufe der Zeit die lange Schlucht gegraben, und die seichteren Stellen entsprechen nun jenen Perioden der Wasserarmut

Gilbert hat festgestellt, daß vor ungefähr 22 000 Jahren, gegen Ende der Eiszeit, das Eis sich langsam gegen Nordosten zurückzog und hierbei das Gebiet der großen Seen seine Gewässer zeilweilig direkt, dann wieder auf dem Umweg über den Eriesee und den Niagara in den Ontariosee entleerte, so daß im ersten Fall der Niagara wasserarm war. Diese wechselnden Verhältnisse werden durch Eisbarrieren verschiedenster Höhe und das Ansteigen des Landes um viele Meter veranlaßt. Man konnte auf Grund des langsamen Zurückweichens das Alter des Falles auf etwa 16 500 bis 20 000 Jahre berechnen. Doch ist er erst seit etwa 250 Jahren den weißen Ansiedlern bekannt. Von seinen fünf Millionen PS. sind bisher nur 480 000 in Elektrizitätswerken ausgenutzt, die eine Bevölkerung von zwei Millionen mit Elektrizität versorgen.

Schon gegen Ende des Jahrhunderts lebte man hier im Zeitalter der Elektrizität. Der Entzug der oben genannten Kraftmenge hat sich im Aussehen des Falles einigermaßen bemerkbar gemacht, so daß man aus Gründen des Naturschutzes zunächst von einer weiteren Ausbeutung absehen will. Am machtvollsten ist der Fall im Frühling nach der Schneeschmelze, im Winter dagegen kann der amerikanische Fall völlig einfrieren, so daß er sich dem Beschauer als ein riesiger Schnee- und Eisvorhang darbietet. Aehnliche geologische Verhältnisse finden wir übrigens auch zwischen dem finnischen und dem Peipussee.



Ein Pressehaus in Berlin

Die Reichsregierung hat für den Bau eines Pressehauses in Berlin, das den Journalisten aller Richtungen als Beratungs- und Gesellschaftshaus dienen soll, Mittel zur Verfügung gestellt. Der Reichsverband der Deutschen Presse hat das sehr schön gelegene Grundstück Tiergartenstraße 18 c angekauft, das für diesen Zweck umgebaut werden soll und in einigen Monaten fertiggestellt sein wird.

Man sollte mal.

Von Kurt Tucholsky.

Man sollte mal heimlich mitstenographieren, was die Leute so reden. Kein Natularismus reicht da heran. Gewiß: in manchen Theaterstücken bemühen sich die Herren Dichter, dem richtigen Leben nachzuahmen — doch immer mit der nötigen epischen Verkürzung, wie das Fontane genannt hat, der sie bei Raabe vermißte, immer leicht stilisiert, für die Zwecke des Stücks oder des Buchs zurechtgemacht. Das ist nichts.

Nein, man sollte wortwörtlich mitstenographieren — einhundertundachtzig Silben in der Minute — was Menschen so schwabbeln. Ich denke, daß sich dabei folgendes ergäbe:

Die Alltagssprache ist ein Urwald — überwuchert vom Schlinggewächs der Füllsel und Füllwörter. Von dem ausklingenden „nicht wahr?" (sprich „nicha?") wollen wir gar nicht reden. Auch nicht davon, daß: „Bitte die Streichhölzer!" eine bare Unmöglichkeit ist, ein Chimborasso an Unhöflichkeit. Es heißt natürlich: „Ach bitte, seien Sie doch mal so gut, mir eben mal die Streichhölzer, wenn Sie so freundlich sein wollen? Danke sehr. Bitte sehr. Danke sehr!" — so heißt das.

Aber auch, wenn die Leute sich was erzählen — da geht's munter zu. Ueber Stock und Stein stolpert die Sprache, stößt sich die grammatikalischen Bindeglieder wund, o tempora, o modi!

Das oberste Gesetz ist: der Gesprächspartner ist schwerhörig und etwas schwachsinnig — daher ist es gut, alles sechsmal zu sagen. „Darauf sagt er, er kann mir die Rechnung nicht geben! Er kann mir die Rechnung nicht geben! Sagt er ganz einfach. Na, höre mal — wenn ich ihm sage, wenn ich ganz ruhig sage, Herr Wittkopp, gehm Sie mir mal bitte die Rechnung, dann kann er doch nicht einfach sagen, ich kann Ihnen die Rechnung nicht geben! Das hat er aber gesagt. Finnste das? Sagt ganz einfach . . ."

Dahin gehört auch das zärtliche Nachstreicheln, das manche Leute Pointen angedeihen lassen. „Und da sieht er sie ganz traurig an und sagt: Wissen Sie was — ich bin ein alter Mann: geben Sie mir lieber ein Glas Bier und eine gute Zigarre!" Pause. „Geben Sie mir lieber ein Glas Bier und eine gute Zigarre. Hähä." Das ist wie Selterwasser, wenn es durch die Nase wiederkommt . . .

Zweites Gesetz: die Alltagssprache hat ihre eigene Grammatik. Der Berliner zum Beispiel kennt ein erzählendes Futurum. „Ick komm die Straße langjejangn — da wird mir doch der Kuhkopp nachbrilln: Un vaiß nich, det Meechen den Ring zu jehm! Na, da wer ick natierlich meinen linken Jummischuh ausziehen un ihn an Kopp schmeißn . . ."

Drittes Gesetz: Ein guter Alltagsdialog wickelt sich nie, niemals so ab, wie auf dem Theater: mit Rede und Gegenrede. Das ist eine Erfindung der Literatur. Ein Dialog des Alltags kennt nur Sprechende — keinen Zuhörenden. Die beiden Reden laufen also aneinander vorbei, berühren sich manchmal mit den Ellenbogen, das ist wahr — aber im großen ganzen redet doch jeder seins. Dahin gehört der herrliche Uebergang: „Nein." Zum Beispiel:

„Ich weiß nicht (sehr wichtige Einleitungsredensart) — ich weiß nicht: wenn ich nicht nach Tisch meine Zigarre rauche, dann kann ich den ganzen Tag nicht arbeiten." (Logische Lässigkeit: es handelt sich um den Nachmittag.) Darauf der andere: „Nein." (Völlig idiotisch. Er meint auch gar nicht: Nein. Er meint: mit mir ist das anders. Und überhaupt . . .) „Nein. Also, wenn ich nach Tisch rauche, dann . . ." folgt eine genaue Lebensbeschreibung, die keinen Menschen interessiert.

Viertes Gesetz: Was gesagt werden muß, muß gesagt werden, auch wenn keiner zuhört, auch, wenn es um die entscheidende Sekunde zu spät kommt, auch wenn's gar nicht mehr paßt. Was so in einer „angeregt plaudernden Gruppe" alles durcheinander geschrieen wird — das hat noch keiner mitstenographiert. Sollte aber mal einer. Wie da in der Luft nur für die lieben Engelein faule Pointen zerknallen und gute auch, wie kein Kettenglied des allgemeinen Unterhaltungsgeschreis in das andere einhakt, sondern alle mit weitgeöffneten Zangen etwas suchen, was gar nicht da ist: lauter Hüte ohne Kopf, Schnürsenkel ohne Stiefel, das ist recht merkwürdig.

Ungeschriebene Sprache des Alltags! Schriebe sie doch einmal einer! Genau so, wie sie gesprochen wird: ohne Verkürzung, ohne Beschönigung, ohne Schminke und Puder, nicht zurechtgemacht! Man sollte mitstenographieren.

Und das so Erraffte dann am besten in ein Grammophon sprechen, es aufziehen und denen, die gesprochen haben, vorlaufen lassen. Sie wendeten sich mit Grausen und entliefen zu einem schönen Theaterstück, wissen Sie, so eines, Fritz, nimm die Beine da runter, wo man so schön natürlich spricht, reine wie im Leben, haben Sie eigentlich die Bergner find ich gar nicht, na also, mir ist sie zu . . .

Man sollte mitstenographieren.

Die Frau des Imkers

Von Leonhard Schüler.

Madame Drum, die bessere Hälfte des Imkers Sebastian Drum, tritt allabendlich aus der schmalen Tür auf die Treppe des Hauses. Sie legt die Handflächen an die Stirn, die Augen beschattend, und schaut nach dem Gatten aus. Der trottet den Wiesenweg her. Hinter ihm, getreulich und müde, trippelt die Ziege vom Futter der Wiese zur Ruhe des Stalles. Der Wiesenweg schlängelt sich über einen Hügelzug zu riesigen Obstplantagen. Dort, bei den Bienenhäusern, verbringt der Mann seinen Tag. Abends kehrt er zurück. Die Ziege, die irgendwo grast, schließt sich ihm an. So trotten die beiden zum Hause, — meckernd die Ziege und summend der Herr. Denn Sebastian trägt die Melodie seines Standes mit sich herum. Er summt in seinen Bart.

Madame schaut, auch wenn der Gatte schon bei den Stufen der Treppe steht, weiter den Wiesenweg hin. Ueber den Hügelzug spielt ihr Blick, er spielt über die Obstplantagen, deren Gipfelmeer hinter den Hügeln wogt, er spielt zu den Bergen, spielt im Grün und Braun der Wälder und spielt in den Wolken... er spielt himmelhoch über dem Garten und seine Wanderung zurück bis zu den Treppenstufen, aber nicht zum Gatten hin, sondern zur Ziege... im Stall warten Eimer und Schemel für das abendliche Geschäft des Melkens.

Dem Gatten sind die Herrlichkeiten des Tisches bereitet: es dampft die Suppe, es duftet der Käse, in den Brotlaib gestochen ist das riesige Messer, Wein funkelt in Glas und Karaffe. Speise und Trank munden dem einsamen Alten. Er löffelt die Suppe in seinen Bart, er schmatzt, kaut Brot und Käse, schlürft seinen Wein. Dann schnarcht er unter dem Himmel seines Bettes bis zum ersten Hahnenschrei. Der neue Tag ist wie der alte. Der Imker trottet zu den Bienen.

Tags ist Madame allein am Feuer der Küche, allein in den Stuben, zwischen den Beeten des Gartens. Nachts schläft sie in einer Küchenecke neben der Asche des Herdes. Den Gatten sieht sie nicht, auch wenn er sich sehen läßt. Sie richtet ihm Haus und Tisch und Bett, teilt wohl das Haus mit dem Gatten, aber Tisch und Bett so wenig, wie sie ein Wort an ihn richtet oder ein Lächeln ihn sehen läßt. Sie redet kein Wort. Sie lebt an dem Gatten vorbei. Und sie lebt an dem Leben vorbei, das sie lebt. Ihr Gesicht ist groß wie der volle Mond und immer mit der Grimasse des gleichen Ernstes, der gleichen Heiterkeit, und Ernst und Heiterkeit ihres Gesichtes scheinen erstarrt zu einer Maske der tiefsten Ergebenheit in ein Schicksal...

In diesem Land, nahe den Bergen und unter sommerblauem Himmel, lachte sie in das Leben. Das ist lange her. Sie suchte mit Sebastian den Platz für das Haus. Eine Furche, die das Land sich gräbt, beim Hügelzug, über den der Blick zu den Bergen und zu den Bergwäldern spielt, war guter Ort ihrem Glück. Dort bauten sie. Und als das Haus vollendet, schien es schief wie ein Spielzeug in den wellenden Flächen des Landes zu stehen. Der rauchende Schornstein stand wie eine Fahne auf der Spitze des Daches. Rote Blumen blühten auf Beeten und auf den Fenstersteinen. Alles war festlich im Glück dieser Einsamkeit. Abends eilte Sebastian mit der süßen Ernte seiner Bienen zum Haus und zur Frau. Sie teilten Tisch und Bett.

Aber aus dem Glück der Einsamkeit wurde die Einsamkeit des Glücks. Und das Glück wurde klein... verdämmerte wie ein Tag. Es glühten keine roten Blumen mehr auf den Beeten und an den Fenstern des Hauses. Die Fahne des Schornsteins schien nicht mehr zu winken. Der Heimweg des Gatten war nur noch Weg zum schützenden Dach für die Nacht. Was köstlich war, wurde nichtig, was festlich war, verstaubte im Grau des nüchternen Alltags, und was blieb, war das dumpfeste Leben.

Denn diese Frau, die mit den Tieren und Pflanzen lebte und sich eingeordnet fühlte in die Natur, wie Pflanze und Tier, vergrub sich immer tiefer in sich selbst vor ihrem Leben, das ihr nichts mehr geben konnte als die Gewißheit ihrer unerfüllbaren Hoffnung...

Wenn Madame abends von ihrer Treppe aus den Blick über das Land und in die Wolken spielen ließ und wieder zurück zur Treppe, dann geht diese Reise der Augen in eine Leere, die immer vor diesen Augen klafft. Land, Berge, Wolken, alle Schönheiten der sie umgebenden Welt sind für Madame in die fernste Ferne geschoben. Sie hat keine Wünsche. Sie hat keine Freude. Ihre Tage gehen hin. Wie eine Uhr tickt, den Zeiger über die Minuten schiebt, zum Schlag ausholt, die Stundenzahlen gongt... so ist ihr Leben: immer der gleiche Takt, immer die gleiche, kleine Tat. Und wie das Uhrwerk getrieben wird von unsichtbaren Federn, so ist die Frau gleichsam lebend nur durch die monotonen Schläge ihres Herzens. Die bringt kein Jubel aus dem Takt, und keine Trauer.

Ob Träume sie heimsuchen in ihrer Küchenecke, darin sie neben der Asche des Herdes schläft? Träume von glücklicher Vergangenheit. Träume von unerfüllten Wünschen. Träume, darin ein Kindermund jubelt, ihr zujubelt, Träume, die die Nächte schmücken, wenn auch nur, um das Grau des Tages tiefer zu trüben, dahin Träume zurückführen und darin sie verfliegen... Ihr Gesicht ist niemals eine Nuance verstimmt zur Traurigkeit hin oder zur Freude. Vielleicht gibt es keine Träume für sie. Oder es kann selbst ein Traum sie nicht bewegen aus dem grausamen Gleichmut, in den sie versunken...

Sebastian, der Gatte, geht seine eigenen Wege. Sie führen ihn zu den Bienen und von den Bienen zurück zum Dach seines Hauses, darunter er schläft, um von den Bienen zu träumen. Er fand einen glücklichen Ausgleich. Bei den Bienenhäusern summt der Gesang vom Glück. Das Echo dieses Gesanges trägt er auf allen seinen Wegen mit sich umher... Er summt in seinen Bart.

Zwischen den Dörfern, in einer Furche versteckt, steht das Imkerhaus. Die Dörfler nennen es: die Drum. Sie wissen nicht viel von den beiden Menschen, die dort leben. Sie loben den Honig des Imkers und tadeln den Hochmut der Frau.

Vielleicht erkennen sie nicht falsch die Lebensart der Imkersfrau. Sie fürchten Gott und es könnte sein, daß ihr Glaube ihnen diese Meinung eingeflüstert. Denn kann ein Schicksal so große Wunden schlagen, daß das Wunderbare auch eines halben Lebens sie nicht ausgleicht..., daß ein Mensch sich verschließen kann in sich selbst und das Wunderbare des Lebens nicht mehr achtet..., daß es wie ein Hochmütiger über einen Menschen, über sich selbst hinwegsieht, indem er auf Leben und alles Wunderbare verzichtet.



Weihnachten in moderner Auffassung. Gemälde von Albert Birkle, das in der Weihnachtsausstellung der Deutschen Kunstgemeinschaft im Berliner Schloß gezeigt wird.

Rundfahrt durch die Nacht

Von A. M. Frey.

.... Er fiel nieder — ihm schien, weil die Häuserwand nachgab, gegen die er gelehnt stand seit Stunden. Sein Blick suchte Halt an dem ausbiegenden Flämmchen der Straßenlaterne, die gleich im endlosen Schneegestöber ertrank. Mit bitterster Genugtuung empfand er die Durchnässung seiner schäbigen Kleider in der Gegend der Hüfte, die sich der Pfütze ausgeliefert hatte.

Hunger — nicht Durst — ließ ihn den Kopf seitwärts wenden, und aus dem Wasser schlürfen, das ihm so brüderlich nahe gerückt war —, da sah er neben sich die atmende Finsternis einer durchstoßenen Kellerscheibe, ein Loch, weit genug, um seine dürftigen Schultern hindurchrutschen zu lassen.

Er brach nicht den Hals, pendelte mit dem Oberkörper gegen schräges Gebälk, vermochte sich anzuklammern. Er war in einer Backstube.

Brot fand er, Kuchen und Milch. Er aß und trank, entschälte von pappenden Kleiderresten seinen Körper, doppelt naß durch den Schweiß der Erschöpfung und den Schneeregen der Nacht. Umhüllte ganz aufgeweichte Haut mit Arbeitsgewändern on Bäcker und Geselle.

Die Stätte war geräumig und halb hell — bis auf den flüchtenden Gang dort hinten, der tiefschwarzen Schatten unruhig ausgähnte.

Er war satt, er war trocken und warm. Ihn schläferte nicht. Es trieb ihn weiter. Fieber der Erwartung durchglühten ihn, als er die Blendlaterne des Bäckers entzündete, sie gegen den Gang vorschaukelte.

Stufen, die aufwärts führten — an anderer Mauerstelle die Lattentür ließ ihn kalt, er folgte einzig der hallenden Schwärze, die ihm stets zehn Schritte voraussprang. Gewinkelt und geborgen —, so taumelte er den Weg dahin, bis zum Prall gegen eine eiserne Tür.

Niemals zurück! Unrast aus ihm. Eine Brechstange, verbissen angesetzt, knallt die Pforten auseinander. Hinrollend brach sich der Schuß — nachrollend im Gemäuer. Er betrat den Weinkeller. Freute sich, einheizen zu können. Nur einer Flasche Hals zerschlug er am Faßreifen.

Weiter. Ganz hinten in spitzer Ecke das zierliche Türchen trug schwer an seinem Schlüssel mitsamt dem feisten Schlüsselbund. Aufgesperrt, und den Bund mir zur Seite — er festigt mein Ansehn in jeglichem Streite, sang er und trat hinaus.

Eine Wasserflasche glitt ölig vorüber — träge — dennoch tückisch — geschäftig.

Zwischen Mauerschächten hindurch zwängte sich Mondlicht auf die Flut. Ein Rechen durchquerte sie, bevor sie — kaum erbrochen von einem Gewölbe, sich wieder unter ein Haus schob. Mit dem hinübergereckten Balken, von dem die Zähne des Rechens hinunter ins Wasser bissen, begnügte er sich. Indes er auf ihm schwankte, sah er in den Fängen Strohwische, Pappschachteln, Weidenkörbe. — Wenn ich da unten hinge — und warum, o Wunder, tu ich's denn nicht? Könnt ich jetzt heraufglotzen zu mir.

Neben ihm keuchte ein Wasserrad, triefende Schaufeln entriß es der öligen Finsternis. Ueber ihm lief eine Welle; ein Treibriemen schwirrte gierig heran und zurück ins geschäftige Rätsel des Hauses.

Er kam hinüber und schlüpfte durch ein angelehntes Fenster, das halb unter den Boden griff.

Ein stachelig Bebarteter auf knarrendem Lager warf sich halb hoch, riß den Stahlhelm vom Bettpfosten, stemmte den Schädel hinein und befahl schreiend: Rapport!

Wach- und Schließgesellschaft, meldete er und schlug die Pantoffeln zusammen und rasselte mit den Schüsseln.

Ganz in Weiß? fragte drohend der Bärtige und bestierte die Bäckerkleidung.

Winterwetter, erklärte der Gemusterte.

Danke, knurrten die Bartspitzen und warfen sich zur Wand.

Er nahm den Helm vom Haupt des Schnarchers, stülpte ihn auf und ging. Werkstatt und Bankgewölbe — keiner der Schlüssel paßte zu den Safes — durch Warenlager, durch Schacht und Kanal und Turbinenraum.

Einmal trieb's ihn zur Höhe, die Treppen waren mit Teppichen belegt. Er klinkte schimmernde Türen auf. — Georg, bist du's? fragte ein zärtlich zugreifender Mund. Er sah vorgeworfenes Frauenhaar im Mondlicht aufleuchten.

Ich bin's, gestand er, tat auch die Bäckerkleidung ab und schwang sich in die Kissen. Als er wieder auftauchte und sie, die nichts als: Georg, bist du's? gebetet hatte, schlafend sah, entwand er sich und stieg mitten ins Zimmer. Aber er griff nicht nach der Bäckerschürze, er nahm einen Schlafanzug. Seidig umspült, in rotgelber Streifung stand er im Spiegel. Davor lagen Perlen und Diamanten: er ließ alles Geschmeide lässig in die Tasche gleiten. Sah sich um nach mehr.

Aus der Wand trat das Bildnis eines Mannes im Stahlhelm. Er nahm ihn für Georg und seinen Erfolg bei der Dame für den seines Helmes. Er bohrte dem Ordengeschmückten die Nagelfeile der Dame ins Herz. Georg! so warnte er, — laß dir s gesagt sein: ich heiße Daniel!

Er ging zurück und hinab, tauchte durch die Küche vom Hause weg. Er konnte gar nicht tief genug dringen; hob Falltüren, die hinter ihm zudonnerten — glitt und kroch. Die Blendlaterne ging auf die Neige.

In einem Gang gleißte und tropfte es feucht vom Gemäuer. Er freute sich, so tief zu sein, daß er nun ein Bachbett unterquerte. Aber es ging wieder aufwärts — einen Weg, der unerbittlich sanft ihn zwang, höher zu schreiten. Er tat es widerwillig. Seine Lampe verlosch. Aus der Finsternis vor ihm krochen zaghafte Streifen heran einer weißgrauen Helle: Erster Blick des Morgens durch eine Lattentür, die ihm den Weg versperrte. Mit der Schulter bog er sich weg und schob sich hindurch.

Ein Raum im unbestimmten Licht. Es sickerte herab von Straßenhöhe durch ein zerbrochenes Fensterchen.

Er hörte Leute rumoren im Haus — auch im Hof. Ich muß fort! erkannte er, man kommt mir über den Hals! Er sah zum Schlupfloch empor nach der Straße, bequem zu erreichen, weil eine Mehlkiste bereit stand als Trittbrett.

Im rotgelben Seidenanzug? frug er sich. Zu viel Aufsehen! — er warf ihn ab. Neben der Kiste lag ausgediente Kleidung, regenverwaschene Fetzen, klebrig und tot. Er wand sich hinein; als er aus den Löchern der Jacke die Aermellöcher zu finden suchte, kamen schon Schritte Steinstufen abwärts.

Er fuhr aus dem Bau. Wie er mit halbem Leib über dem Straßenpflaster hing, half ihm der Schutzmann auf die Beine. Was er treibe, woher er komme?

Von der Geliebten! Wohnt unter Daunendecken, zwei Treppen läuferbelegt hinauf, und durch die Türen aus Mondglas. —

Irrenhaus, sagte der Schutzmann.

— und der Nebenbuhler ist erstochen.

Zuchthaus! schrie der Schutzmann. Recherche! Rapport! — Man habe ihn lange genug beobachtet in der vergangenen Nacht, lehnend an die Häuserwand ein paar Stunden.

Da begriff er: sie standen vor der Scheibe, durch die er aus der Pfütze hinuntergefahren war.

Diebstahl, befahl der Schutzmann, grober Unfug, Mord, Notzucht, Recherche!

Und sie stiegen durch das Haus in den Keller hinunter.

Der Bäcker war schon am Werk. Hitzig warf er den rotgelben Schlafanzug, aus dessen Taschen er Perlen und Steine befühlte, in die Mehlkiste — schlug den Deckel darüber, bevor die beiden anlangten.

Ob er bestohlen sei? Ob im Hause wer ermordet, geschändet, benachteiligt sei?

Gewiß nicht! — Eifrig schüttelte der Bäcker das Haupt. Das Fenster sei lang schon zerbrochen gewesen. Wenn der Obdachlose hier genächtigt habe, so kränke ihn das nicht sehr. Die hohe Behörde möge den Lazzaroni laufen lassen. — Und er schielte zur Mehlkiste und tauschte bei sich hochbeglückt verschwundenes Arbeitsgewand gegen seidene Taschen mit Inhalt.

Hinauf! knurrte der Schutzmann, steckte das leere Zeichenbuch ein und ließ den speichelbenetzten Bleistift trocknen.

Sie standen wieder auf der Straße. Ratlos glotzend.

Fertig, erklärte der Schutzmann, und entließ ihn mit einem Stoß.

Er segelte über den Fahrdamm und landete an den Häusern. Längst hungerte ihn. Da kein Mond mehr schien, auch keine Sonne, sondern flockiger Regen fiel, blieb er vorerst, wo er war: gelehnt an die Wand.

Der Wettermantel

Von Frank.

Ich kam am Morgen zur gewöhnlichen Zeit ins Bureau. Ich trug einen neuen Wettermantel, den ich sorgsam an meinen Haken hängte. In der Mittagspause sagte Müller: „Wer hat sich denn da so einen feinen Regenmantel gekauft?“

Ein wenig geschmeichelt erwiderte ich, daß dieser Mantel seit gestern mein Eigentum sei.

Müller sah mich an, dann den Mantel: „Was ist das für Stoff?“

Lorentz kam hinzu und sagte mißbilligend: „Wie kann man nur so etwas kaufen? Das hält doch keine drei Regentage aus; außerdem dringt das Wasser durch.“

„Was hätte ich denn Ihrer Meinung nach kaufen sollen?“ fragte ich Lorentz.

„Natürlich nur Gummi! Einen ordentlichen, anständigen Gummimantel! Aber so was da — —!“ Verdächtig streifte er mit der Hand über den Mantel.

Schneider fiel uns ins Wort: „Gummi? Wie können Sie so etwas sagen! Gummi — das ich nicht lache! Gummi ist doch das Furchtbarste, was es gibt! Im Sommer ist's zum Ersticken heiß dadrin — und bei Regen — ach was, Gummi; es gibt nur einen Regenmantel, und das ist Loden!“

„Na, na, na,“ meckerte Steinhövel, „Loden, Loden, was ist denn schon an Loden dran! Da nehmen Sie doch gleich einen Mantel aus Affenhaut!“

Steinhövel hob kritisch die Schultern: „Loben Sie nur das neumodische Zeug! Ich glaube, es gibt auch Pfirsichhaut wie?“

„Ganz gewiß,“ versicherte uns Müller, „meine Frau trägt einen Mantel aus Pfirsichhaut, schön, billig, praktisch, bequem. Ich kann Pfirsichhaut für Damen nur empfehlen! Ich habe sogar gehört, daß es Schlangenhautmäntel gibt. Das ist nun erst eine verrückte Mode.“

„Das ist was für ganz reiche Leute!“ sagte Lorentz, auf beiden Backen kauend, „das sind solche neumodischen Extravaganzen — da mache ich nicht mit. Ein Gummimantel ist immer noch das Beste gewesen.“

„Wer wird so veraltete Ansichten haben. Man muß sich doch ein bißchen nach der neuen Mode richten!“ entgegnete Schneider. „Schlangenhaut, was ist da schon dabei! Wer es liebt, der soll es tragen. Ich habe genug Erfahrung in Wettermänteln. Ich trage nur Loden, denn da weiß ich, was ich habe!“

Fräulein Werk, die Registraturbeamtin, ein ältliches Fräulein, hatte unserem Gespräch bisher stillschweigend zugehört. Jetzt mischte sie sich in die Unterhaltung: „Haben Sie es schon einmal mit Oeltuch versucht? Das ist etwas sehr Praktisches.“

„Oeltuch hin, Oeltuch her!“ sagte Steinhövel. „Warum nicht gleich einen Trenchcoat?“

„Was ist denn das?“ fragte Schneider dazwischen.

Steinhövel erläuterte: „Das sind die neuen Mäntel, die wie abgelegte Soldatenmäntel aussehen, verbeult, unordentlich, mit Achselklappen wie beim Militär, und mit einem Gürtel mit Schnalle — grauenhaft!“

„Ich bitte Sie!“ lächelte Fräulein Werk, „die Mäntel sind aber so fesch, so reizend —“

„Fesch, ach was, unpraktisch sind sie, und das ist bei einem Regenmantel ausschlaggebend! Wenn ich einen Mantel für Wind und Wetter brauche, dann will ich wissen, ob er Wasser durchläßt, ob er warm ist, ob er gut sitzt, ob er strapazierfähig ist — was geht es mich an, ob er fesch ist!“

Steinhövel hatte sich ein wenig in Aerger geredet. Lorentz, der einen Streit vermeiden wollte, suchte das Gespräch abzulenken, indem er mich fragte: „Was hat er denn eigentlich gekostet?“

„Sechzig Mark!“ erwiderte ich wahrheitsgemäß.

„Waaas?“ fuhr Lorentz auf, „sechzig Mark, ja, bei wem haben Sie denn den Mantel gekauft?“

„Bei Gebrüder Stillmann in der Jakobstraße.“

„Aber, lieber Mann, wie können Sie denn in so einer Apotheke kaufen?“

Nun mischte sich auch Schneider wieder ins Gespräch: „Das ist doch töricht gewesen von Ihnen, bei dieser Schundfirma zu kaufen! Da haben Sie sechzig Mark für einen Mantel bezahlt, der überall für 35 zu haben ist, und außerdem ist es wahrscheinlich noch Schund.“

Er trat an meinen Mantel heran, nahm ihn vom Haken und betrachtete ihn. „Hier, sehen Sie die Naht; wie unsorgfältig sie genäht ist! Das ist bald geplatzt. Und wie diese Tasche aufgesteppt ist —“ Er nahm die Außentasche zwischen zwei Finger und rüttelte ein wenig daran; sie riß am Rande ein. —

„O,“ sagte ich, „was haben Sie da gemacht!“

Schneider sah mich groß an: „Iiiich? Das ist der Schund, den Sie gekauft haben! Die Tasche reißt ein, wenn man sie nur anfaßt!“

Steinhövel nahm ihm den Mantel ab. „Kann ich ihn mal anziehen? Wir haben ja fast die gleiche Figur!“ Er zog den Mantel über. Offensichtlich war der Mantel zu klein für Steinhövel. „Nee, er paßt nicht, er kneift unter den Achseln. Und er spannt auch zwischen den Schultern — das ist die Pfuscharbeit!“ Bei diesen Worten dehnte und streckte er sich in meinem schönen Mantel, und es war, als risse etwas. Als er sich umdrehte, gewahrten wir erschrocken das Unglück — der Aermel war an der Naht aufgeplatzt, und zwar so unglücklich, daß der Riß auch in den Stoff gegangen war. Steinhövel zog den Mantel kopfschüttelnd aus. Da klingelte das Telephon. Er legte den Mantel schnell auf sein Pult und ging an den Apparat, den er zu bedienen hatte.

Als Fräulein Werk den Mantel in die Hand nahm, schrie sie laut auf — er war an der Vorderseite über und über mit Tinte verschmutzt. Steinhövel hatte den Mantel sehr unvorsichtig und zu schnell auf das Pult gelegt und dabei die Tinte umgeworfen — nun war der neue Regenmantel voller Tintenflecke.

Ich wollte heftig auffahren und Steinhövel meine Meinung sagen, als der Direktor ins Zimmer trat. Die Zeit war um; wir mußten wieder an die Arbeit gehen. Schneider raunte mir noch im Vorbeigehen zu: „Sie tun mir leid; man hat Sie angeschmiert!“

Am Abend fuhr ich nach Hause. Ich mußte den Stadtbahnzug benutzen, weil ich noch eine Besorgung zu erledigen hatte. Als ich aus dem Zug stieg, fing es an zu regnen. Ich dachte an meinen schönen neuen Wettermantel und erschrak: ich hatte ihn im Zuge hängen lassen, weil ich ihn der Tintenflecke wegen nicht angezogen hatte.

Als ich nach Hause kam, fragte meine Frau mich gleich: „Wo hast du denn deinen Mantel?“

„Ich ließ ihn in der Stadt; ich will ihn morgen umtauschen.“

„Dann ist's ja gut! Die Firma Stillmann hat nämlich einen Boten geschickt. Man hat dir gestern einen falschen Mantel angepackt. Was du bekommen hast, war ein Mantel aus feinstem englischen Tuch, der hundertfünfzig Mark kostet. Wir hätten neunzig Mark nachzahlen sollen. Aber wenn du ihn morgen sowieso umtauschst, ist ja alles in Ordnung.“

„Ja,“ sagte ich, „alles ist in Ordnung.“

Dabei überlief es mich eiskalt, als ich daran dachte, wie wohl die Unterredung in dem Mantelgeschäft verlaufen würde. Beim Einschlafen überlegte ich: was für einen Mantel kaufst du dir nun? Oeltuch? Pfirsichhaut? Ich kam zu der Ueberzeugung, daß es doch am vorteilhaftesten wäre, wenn ich meinen alten Sommerpaletot umarbeiten ließe.



„Waterloo“

ein historischer Film aus Deutschlands großer Zeit. Von links: Otto Gebühr als Blücher, H. Wright als Wellington und Fritz Ullmer als Gneisenau.

Die Rache

Von Anna Elisabeth Weirauch

„Ihnen, Hermann, möchte ich diese Geschichte erzählen, diese Geschichte, die ich so schön und so traurig finde, — so wunderschön wie ein altes Märchen, und so grenzenlos traurig wie das Leben selbst.

Entsinnen Sie sich noch, welche seltsame, wichtige und unheimliche Rolle der alte Gottschalk in unserer Kinderphantasie spielte? Entsinnen Sie sich noch, daß die mutigsten von uns manchmal von der Schule den Umweg durch die Rosengasse machten — sehr laut und tollkühn die ersten tausend Schritte, und immer stiller und vorsichtiger, und schließlich auf Zehenspitzen an dem hohen, schmalen, dunklen Haus vorbeischleichend — beherrscht von einer seltsamen Empfindung, die nicht Furcht und noch viel weniger Ehrfurcht war.

„Der alte Wucherer“ sagten die Leute in der Stadt, wenn sie vom alten Gottschalk sprachen; und keiner, der dabei nicht das Gesicht wie in Haß verzerrte.

Gut. Das war etwas, womit selbst wir Kinder einen richtigen Begriff verbanden. Was ein Wucherer war, das hatten wir gehört, und wir sahen im Geist den alten Gottschalk mit gierigen Händen in den Goldstücken wühlen, die er den Witwen und Waisen genommen hatte.

Aber mein lustiger, junger Onkel Paul nannte ihn einen „Krawattenmacher“. Und seitdem, wenn ich durch die Rosengasse schlich und zu den schmalen Fenstern hinüberspähte, die aussahen wie die Wände vom Fliegenschrank in Mutters Speisekammer, weil sie mit feinmaschigem, dunkelgrünem Drahtgeflecht bekleidet waren — dann dachte ich: Aha! Dahinter sitzt er nun — und näht Krawatten!

Und die Strafanstalt, dieses entsetzliche rotbraune Haus mit den vergitterten Fenstern, das etwas erhöht und etwas außerhalb der Stadt lag, hatte einen neuen schauerlichen Reiz für mich, als ich hörte, der alte Gottschalk wäre ein paarmal dicht am Zuchthaus vorbeigeschlüpft. Wenn ich zu dem unheimlichen Haus hinaufsah, sah ich immer den Alten an den häßlichen Mauern vorbeischlüpfen; und zwar merkwürdigerweise immer im tiefsten Negligee, im Nachthemd und mit der Schlafmütze, weil sich diese Bekleidung irgendwie im meiner Vorstellung mit dem Begriff des „Schlüpfens“ verband.

Das schlimmste aber war, daß ich einmal jemanden den alten Gottschalk einen Halsabschneider nennen hörte. Wenn ich seitdem seine Hände sah — hagere Hände, mit rötlichen Haaren bedeckt, mit langen, gelben, stumpfen Nägeln — dann sah ich sie immer um ein scharfes Messer sich krallen, überronnen von dem roten Blut, das aus weißen, durchschnittenen Kehlen strömte. Solcherart war der Ruf, dessen sich der alte Gottschalk in der Stadt im allgemeinen und insbesondere in unsern Knabenköpfen erfreute.

Und dann kam sein Sohn zu uns auf die Schule. Der alte Gottschalk hatte es zu einem ganz stattlichen Vermögen gebracht, und konnte es sich leisten, seinen Einzigen etwas lernen zu lassen.

Und so saß er also zwischen uns, schmal und immer etwas zusammengekrümmt, mit dem blassen, sommersprossigen Teint der Rothaarigen, den er von seinem Vater geerbt hatte, und der gar nicht zu seinen kohlschwarzen Locken paßte, mit kurzsichtigen Augen, deren Farbe niemand ergründen konnte, weil er die leicht geröteten, leicht geschwollenen Lider immer so zusammen preßte, daß nur ein schmaler Spalt frei blieb, hinter dem manchmal seltsame goldgrüne Lichter aufblitzten.

So aß er also zwischen uns. Und wer neben ihm saß, der rückte ein Stückchen weg. Nicht etwa, daß er schmierig und ungepflegt gewesen wäre. Im Gegenteil — hatte sich der Alte mit einer gewissen schäbigen Eleganz gekleidet, so trug sich der Junge vollends wie ein kleiner Kavalier. Aber gerade das reizte unsern Haß.

Ja, wärs ein geduckter, bescheidener Junge gewesen, der uns durch seine Art und Weise für den Ruf seines Vaters um Verzeihung gebeten hätte — aber er war weder gedrückt und kriecherisch, noch laut und protzig. Er war ruhig und selbstsicher, und, was wir ihm am wenigsten verzeihen konnten, uns allen überlegen. Er zog seine goldene Uhr mit der gleichen selbstverständlichen Unauffälligkeit, mit der er seine stets mit einer I zensierte Mathematikarbeit aus den Händen des Lehrers zurücknahm.

Aber dieser Junge, der eine weit über sein und unser Alter hinausgehende Reife besaß, hatte eine Achillesferse, — einen Punkt, in dem er verwundbar war. Nicht etwa sein Vater — oh nein! Er hatte großen Respekt vor der Fähigkeit seines Vaters, to make money, und ein herablassendes Mitleid, weil der Alte nicht verstand, das reichlich Erworbene stilgerecht auszugeben.

Aber er hatte eine stille, tiefe und unglückliche Liebe. Und wissen Sie, Hermann, wem diese Liebe galt? Dem kleinen Detlev von Frankenstein, dieser blondlockigen Verkörperung des alten Siegfried-Ideals.

Bei jeder Hauerei, beim Turnen und Wettlaufen und Schwimmen war er der Erste, und wenn er auf seinem kleinen weißen Pferdchen durch Straßen und Alleen jagte, erschien er uns völlig wie ein junger Gott. — Siegfried! Er war es — der andere aber hieß so. Und der schmächtige, schwarze Siegfried mit den klugblitzenden, kurzsichtigen Augen liebte den hochmütigen, blonden kleinen Junker — und der schüttelte diese Liebe von sich wie ekelhaftes Geschmeiß.

Soweit ist es eine sehr alltägliche Geschichte. Und ich würde mich dieser Knabenliebe und des alten Gottschalk kaum so deutlich entsinnen, wenn ich nicht jetzt nach Jahrzehnten den Ausgang mit erlebt hätte.

Jetzt kommt nämlich das ganz Märchenhafte.

Der einzige Sohn und Erbe des alten Gottschalk ist ein schwer reicher Mann geworden. Er hat eine Villa in der Tiergartenstraße und eine in Wannsee. Ein altes Schlößchen in Tirol und eine Besitzung am Starnberger See. Er ist Direktor mehrerer Aktiengesellschaften und Besitzer eines Rennstalles, dessen Pferde immer gewinnen.

Kurz und gut, als unser Detlev eines Mittags aufwachte, sah er zwei Möglichkeiten vor sich: Mit Hinterlassung einiger hunderttausend Mark Schulden — dies auf alle Fälle — sich entweder eine Kugel durch den Kopf zu schießen oder nach Amerika zu gehen und Kellner zu werden.

Was dann geschah, weiß ich von Conny. An diesem Tag brachte ihm Conny die Aufforderung, sich zur Ordnung seiner Angelegenheiten in der Tiergartenvilla des Herrn Siegfried Gottschalk einzufinden. Kurz und geschäftlich.

Die beiden gehen also hin. Finden den vornehmsten Luxus, ganz über alle Erwartung. Diskret livrierte Diener mit Kammerherrngesichtern, schwellende Samtläufer über Marmorstufen — alles so, wie mans mit 15 Jahren gern haben möchte. (Früher oder später vielleicht manchmal auch.) Und finden an seinem dunkeleichenen Diplomatenschreibtisch Herrn Siegfried Gottschalk, der mit größter Liebenswürdigkeit ihnen entgegenkommt und Detlev Frankenstein die Hand hinstreckt. Was dieser übersieht.

Darauf entnimmt Herr Gottschalk einem Schreibtischfach einen blauen Aktendeckel, zwischen dem einige hundert Papiere und Papierchen jeder Farbe und jeden Formats hübsch säuberlich eingeklemmt sind: alle tragen denselben klangvollen Namen.

Alle diese Papierchen hat Herr Gottschalk mit viel Geld und Mühe aufgekauft — nun hat er sie alle so nett beisammen.

Und er fragt mit leiser, etwas belegter Stimme, was die Herren nun dächten? — was nun werden solle? Und geht dabei mit unhörbaren Raubtierschritten auf dem dicken Teppich auf und ab — vom Schreibtisch nach dem Kamin — und vom Kamin nach dem Schreibtisch.

Detlev steht steif und wortlos. Conny fängt eine ziemlich stockende und ziemlich törichte Rede an — von Zeitlassen — Abbezahlen — Familie — Zusammenschließen — und ähnliches mehr.

Nun will Herr Gottschalk seine Papiersammlung auf ihre Richtigkeit prüfen. Er dreht die Lampe auf dem Kaminsims an, rückt den Ledersessel zwei Schritte näher ans Feuer, bittet die Herren mit leichter Geste, Platz zu nehmen, holt seinen blauen Aktendeckel und setzt sich in seinem Ledersessel zurecht, so recht bequem, mit übereinander geschlagenen Beinen. Löst das oberste Blatt aus der Klammer und liest vor. Ein Wechsel über so und so viel — zahlbar dann und dann — an Herrn Soundso! — Sieht mit einem halben Blick auf Detlev: „Stimmt das?“ Der sagt: „Ja!“ Das erste Wort, was er überhaupt sagt.

Herr Gottschalk nickt befriedigt, und legt das erledigte Papier beiseite, mit ruhiger Hand, ohne seine Haltung zu ändern auf die knackenden, schwelenden Scheite im Kamin, das aufflackert und verkohlt.

Da springt Detlev auf und stammelt: „Was — was soll das heißen?“

Aber Herr Gottschalk verliest mit etwas schärferer Stimme andere Namen und andere Zahlen.

„Stimmt das?“

„Ja!“

Und das Papier wandert in den Kamin, flackert auf und verkohlt.

„Was soll das heißen?“ ereifert sich Frankenstein ziemlich hilflos, und kriegt einen roten Kopf; „was erlauben Sie sich eigentlich?“

Da sagt Gottschalk: „Ich erlaube mir, mich Ihrer ein bißchen anzunehmen — im Angedenken an unsere alte Schulfreundschaft.“

„Warum haben Sie das getan?“ knirscht Detlev; und das Blut überschwemmt seinen Kopf so, daß selbst das Weiße in den Augen rot wird.

Da sieht ihn Gottschalk eine Weile von oben bis unten an — als ob er ein Rennpferd kaufen wollte — sagt Conny — er hätte vielleicht auch sagen können: Wie ein Kunstfreund einen Michelangelo — aber der andere Vergleich liegt Conny näher — sieht ihn also eine Weile an und sagt dann: „Weil ich einen anständigen Menschen aus dir machen möchte!“

Und darauf handelt unser guter Detlev wie das Leben selbst: dumm, brutal und sinnlos. Dreht sich auf dem Absatz um und läuft die Treppe hinunter. Borgt sich von Conny zwanzig Mark — „weil er das runter spülen muß, weil er daran erstickt.“ Stürzt eine Flasche Sekt herunter und geht, und schießt sich eine Kugel vor den Kopf.

„Ja, wenns nun ein Märchen wäre, hätte er sich nicht zu Tode getroffen und Gottschalk hätte an seinem Lager sitzen dürfen und ihn gesund pflegen, — und hätte doch noch einen dankbaren Freund an ihm gefunden.

Aber es ist eine wahre Geschichte. Und Detlev Frankenstein hat so tölpelhaft gut getroffen, daß ihm für kein rührendes Abschiedswort mehr Zeit blieb.

Verstehen Sie, Hermann, daß mir die Tränen kommen, wenn ich an den armen Detlev denke, — und an den ärmeren, ach, so viel ärmeren Gottschalk.

Und daß ich ihn prügeln möchte, diesen lieben, guten, dummen Detlev, so ein schönes, helles, blondes Leben so unsinnig zu zerstören — so eine wundervolle Freundschaft so zu zerbrechen ... so eine wundervolle Liebe so zu strafen ...

Die alten Kalendermacher

In früheren Zeiten waren die Kalender fast die einzige Literatur, die der großen Masse der Bevölkerung zugänglich war. Hinter den Kalendern trat selbst das Gesangbuch zurück. Dies war besonders im 17. und 18. Jahrhundert so. Die Kalender aus diesen beiden Jahrhunderten sind bessere Dokumente der damaligen Volkssitten und geben eine genauere Uebersicht über den Bildungsstand der breiten Masse als andere Aufzeichnungen. Nirgends kommt so deutlich zum Ausdruck, daß die große Mehrzahl der Bevölkerung noch im 18. Jahrhundert in mittelalterlichen Anschauungen befangen war, und nirgends wird deutlicher, daß auch in diesem Jahrhundert Aberglauben, Barbarei und Unwissenheit die Richtschnur des Lebens waren. Die „Kalendermacher“ früherer Zeiten waren wohl immer Menschen, die auf irgend eine Weise aus einer Gelehrtenlaufbahn hinaus gedrängt worden waren, entlaufene Studenten, deklassierte Pastoren, Mediziner, Juristen usw. Trotzdem hatten sie einen Einfluß auf die Volksmassen, wie ihn heute kaum die meistgelesenen Journalisten haben. Sie begnügten sich auch nicht damit, ihre Namen auf die Titelseite des Kalenders zu setzen, sondern sie fügten noch lange monströse Titel an, wie „der göttlichen Wahrheit Liebhaber“, sie stellten sich vor als Männer, die „allen Wirkens Kraft und Samen“ in sich tragen, und noch lieber gaben sie sich lateinische Titel, die zwar kein Mensch verstand, die dem „Kalendermacher“ aber doch ein hohes Ansehen gaben.

Auch die Namen der Kalender waren recht eigenartig und entsprachen dem rohen, barbarischen Text. Es gab Not-, Jammer-, Tod-, Mord-, Kriegskalender usw. Häufig hießen sie auch Türkenkalender, oder sie trugen einen volkstümlichen Namen, wie „der lustige Bauer“, „der ehrbare Handwerksmann“ und ähnliche Namen. Ein Kalender des 17. oder 18. Jahrhunderts wäre nicht vollständig gewesen und hätte nicht den geringsten Anklang gefunden, wenn darin nicht Berichte über die ungeheuerlichsten Mordtaten, über Kriege, Pestilenzen und furchtbare Verwüstungen durch Naturereignisse, Heuschreckenplagen, gewaltige Feuersbrünste vorgekommen wären. Ob diese Nachrichten Täuschungen waren oder nicht, darum kümmerte sich niemand, die Hauptsache blieb immer eine recht blutrünstige und schreckenerregende Darstellung. Die Türkenkalender enthielten die gräßlichsten Schilderungen über das Auftreten der Türken in den verschiedensten Ländern und brachten Prophezeiungen, daß der Türke bald wieder ins Land kommen und scheußliche Verwüstungen anrichten werde. Meistens waren den Kalendern auch Bildnisse beigegeben, ganz roh bearbeitete Holzschnitte, die sich eng dem Text anschlossen und die ebenfalls allerlei schreckliche Ereignisse darstellten. Da sah man, wie eine wütende Soldateska Kinder erwürgte und Frauen vergewaltigte, eine weite Landschaft kahl gefressen durch riesige Heuschreckenheere, eine Stadt, über deren Häusern die Flammen zusammenschlugen und aus deren Toren die Einwohnerschaft in wilder Flucht zu entkommen suchte. Man sah Schlachtfelder, die mit Toten und Verstümmelten übersät sind, Schiffe, die infolge einer Explosion in die Luft fliegen.

In anderen Kalendern sind große Kometen abgebildet, die gefürchteten Weltzerstörer der damaligen Zeit. So ein Komet, der demnächst auftreten sollte, verwandelte nach diesen Kalendern die ganze Erde in ein einziges Flammenmeer und sollte den Weltuntergang bringen. Auch medizinische Ratschläge, die freilich alle dem Aberglauben entsprangen, Wetterregeln und Sterndeutungen durften in den Kalendern nicht fehlen. Es war genau vorgeschrieben, an welchen Tagen die Menschen Abführmittel einzunehmen hatten, wenn sie sich schröpfen lassen mußten, es war angegeben, welche Arbeiten bei zunehmendem oder abnehmendem Mond verrichtet werden sollten. Die Konstellation der Namen führte den „Kalendermacher“ zu den entschiedensten Folgerungen. Nicht nur viele Ergebnisse in Haus und Hof, Krankheiten, Geburten, Todesfälle wurden aus der Stellung der Namen erklärt, auch Ereignisse im staatlichen Leben, Kriege und Aufstände wurden damit in Zusammenhang gebracht. Jeder Monat hatte nach den alten Volksanschauungen eine Beziehung auf die Menschen, die darin geboren waren.

Je unheimlicher und grausenerregender die Voraussagen für das kommende Jahr waren, desto mehr hatte der „Kalendermacher“ Aussicht, die Konkurrenz zu schlagen, und desto mehr fand sein Kalender Abnehmer. Meistens vertrieb der „Kalendermacher“ sein Erzeugnis in eigener Person. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ziehend, pries er seine Kalender an. Auf jedem Jahrmarkt, bei jeder Kirchenweihe, auf jeder größeren städtischen oder ländlichen Festlichkeit war auch mindestens ein „Kalendermacher“ anwesend. Als Reklamemittel bediente sich dieser seiner Stimme und eines Plakates mit einem schreckenerregenden Holzschnitt. Kamen auf einem Jahrmarkt mehrere „Kalendermacher“ zusammen, so begann zwischen ihnen ein wilder Kampf um die Gunst des Publikums. Die Kalendermänner belegten sich mit den massivsten Schimpfwörtern, und oft blieb es auch nicht dabei, es begannen Prügeleien, wobei Kalendermänner und Kalender in den Schmutz flogen. Im allgemeinen scheint das Kalendermachen gar nicht so unlohnend gewesen zu sein, denn viele „Kalendermacher“ übten diese Tätigkeit jahrzehntelang aus.



Winter im Hochgebirge

am Fuße des Strela-Passes bei Davos.

Humor

Aufklärung. „Gnädige Frau, Ihr Mann möchte Sie am Telephon sprechen.“ — „Aber Mathilde, ich sagte Ihnen ja schon einmal, der Herr Direktor ist kein Mann!“

Bosheit. „Neulich sagte mir jemand, daß ich gut aussehe.“ — „Wann denn, liebe Freundin?“ — „Neulich.“ — „Nein, ich meine, wann Sie gut aussehen?!“

Unschuld. „Sie kennen mich nicht, Fräulein, ich hab' Sie doch gestern auf der Treppe geküßt?“ — „Ach so, und nun glauben Sie, heute gleich Bekanntschaft machen zu können!“

Schwiegermütter. In einer Gesellschaft kam wieder einmal die Rede auf das Thema: Schwiegermutter. Ein junger Mann ereiferte sich sehr und zog heftig und voll Groll gegen diese so schwer verlästerte Kategorie von Frauen los. Da unterbrach ihn eine Dame empört: „Sie dürfen doch schließlich nicht vergessen, daß es verschiedene Schwiegermütter gibt!“ Worauf der junge Mann achselzuckend meinte: „Ja, die meine ist aber noch nicht verschieden.“

Weiße Mäuse. Richter: „Der Beamte sagt aber, daß Sie in Ihrer vollkommenen Trunkenheit obendrein noch auf den Laternenpfahl kletterten.“ — Angeklagter: „Das stimmt auch, Herr Rat. Aber drei Krokodile hatten mich schon die ganze Nacht hindurch verfolgt. Die fielen mir auf die Nerven und da mußte ist wohl oder übel auf die Laterne flüchten.“

Natürliche Veranlagung. „Zeigt mein Sohn,“ so schrieb der Vater dem Lehrer, „irgendeine bestimmte Veranlagung?“ — „Ja,“ lautete die Antwort, „er hat alle Vorbedingungen für einen Industriemagnaten in sich. Er läßt seine Mitschüler alle Arbeiten für sich machen!“

Vom Kreisgericht. Vor der Königshütter Strafkammer hatte sich die frühere Hebamme Josefa O. aus Bielschowitz wegen Verbrechens gegen das keimende Leben zu verantworten. Trotzdem sie mit Einverständnis der Frau Marie M. aus Antonienhütte, den Eingriff vorgenommen hatte, wurde sie dafür zu 2½ Jahren Gefängnis verurteilt.

Betrifft die Müllabfuhr. Das städtische Polizeiamt erinnert daran, daß es Verboten ist, flüssige oder feuchte Substanzen in die Müllbehälter zu schütten, weil diese bei der Kälte in den Behältern gefrieren und damit eine Entleerung der Müllbehälter unmöglich machen. Städtische Polizeibeamte werden in den Höfen Kontrollen ausüben und im Uebertretungsfalle die Schuldigen zur Anzeige bringen.

Das kommt davon. Bei der Polizei brachte ein gewisser Wilhelm H. aus Lipine zur Anzeige, daß ihm eine gewisse A., in ihrer Wohnung, nachdem er eingeschlafen war, 80 Zloty entwendet hat.

Myslowitz

Kommende Bautätigkeit in Rosdzin-Schoppinitz.

Seit der Einweihung des Rathauses in Schoppinitz ist diese Gemeinde unter die historischen Ortschaften Polens gerückt worden. Und weil die Person des Wojewoden Grazynski so eng mit der Geschichte des Dorfes Schoppinitz verbunden ist wird diesem von seiten der Wojewodschaftsbehörden besondere Gunst bezeugt. Wie von amtlicher Stelle berichtet wird, soll schon im Frühjahr mit dem Bau von Arbeiterwohnhäusern in Schoppinitz begonnen werden. Und zwar besteht der Plan, die ulica 3-go Maja, hinter der Unterführung der Eisenbahnlinie Schoppinitz—Sosnowitz, auszubauen. Aus diesem Grunde wird die längst geplante Elektrifizierung des Ortsteiles nicht eher verwirklicht werden, weil eine vorherige Beschickung dieses Teiles mit elektrischem Strom der Gemeinde eine unnötige Mehrausgabe von annähernd 16 000 Zloty einbringen würde. — Neben diesem großzügigen Plan, welcher die in Schoppinitz herrschende Wohnungskalamität einigermaßen beheben würde, wird gleichfalls daran gedacht, die ulica Krakowska mit mehr Licht zu versehen und diese, sowie die ulica Dworzowa und 3-go Maja mit Bäumen zu bepflanzen. — Eine neue Einnahmequelle wird die Gemeinde dadurch erhalten, daß von seiten der Giesche Sp.-Akc. an Stelle der eingestellten Wilhelminenhütte dortselbst eine moderne Stahlgießerei erbaut werden soll. — Im April kommenden Jahres wird endgültig mit der Erweiterung der Straßen an der kath. Kirche begonnen werden, weil der Winter die augenblickliche Durchführung dieses für die weitere Entwicklung des Doppelortes so wichtigen Problems, in den Vorarbeiten unterbrochen hat.

Ungünstiger gestalten sich die Aussichten in Bauangelegenheiten für die Gemeinde Rosdzin. Ein Gesuch, welches von seiten des Gemeindevorstandes an die Wojewodschaft erging mit der Bitte um Gewährung eines Kredits in Höhe von 120 000 Zloty wurde abschlägig beschieden. Das Geld war für Wohnungsbauten bestimmt. Ein ähnliches Gesuch an die Landwirtschaftliche Bank erlitt das gleiche Schicksal. Also können die 500 Wohnungsuchenden in Rosdzin weiter ihre Trübsalsmelodie blasen. Rosdzin ist auch kein historischer Ort, mit dem hohe Amtspersonen in historischer Fühlung stehen. Dennoch wird auch in Rosdzin gebaut werden. Ein Kloster und eine Kirche. Und wenn die Rosdziner in Zukunft recht schon beten werden in dem neuen Kloster, dann wird ihnen der Geist aus Krakau sicher einmal zu Häusern und Wohnungen verhelfen. Auf dem Friedhof. —h.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Die Tat eines entarteten Menschen.

* Der 50 Jahre alte Theodor Kutz aus Bismarckhütte, wohnhaft ul. Koscielna 8, versuchte in Abwesenheit seiner Frau, seine 17jährige Stieftochter Anna, zu vergewaltigen. Das Mädchen wehrte sich verzweifelt, worauf der Vater einen Hammer ergriff und ihr mehrere Schläge auf den Kopf versetzte. Dieses brach bewußtlos zusammen. Der entartete Vater stellte sich dann selbst der Polizei, während das Mädchen ins Hüttenlazarett geschafft wurde. Es besteht wenig Hoffnung, ihr Leben zu erhalten.

An den Tatort des Verbrechens, traf sofort die Mordkommission Königshütte ein.

* **Inseratenschwindler.** Bei den Kaufleuten Franz Scholz und Josef Kupilla sprachen zwei Inseratensammler vor, die im Auftrage einer Kattowitzer Reklamefirma arbeiten wollten. Beide Kaufleute einigten sich auf ein Inserat zum Preise von 45 Zloty, welche sie gleich bezahlten. Damit sind beide Kaufleute reingefallen, denn die betreffende Reklamefirma ist zwar gerichtlich eingetragen, existiert jedoch nicht. Nach den Gaunern, die sich auf diese Weise ein anständiges Weihnachtsgeld machen wollen, wird geforscht.

* **Eine Postambulanz angefahren.** Das Personenauto einer Bittkower Firma fuhr auf der Piekarerstraße in Scharley in eine Postambulanz hinein. Das Pferd wurde schwer verletzt, der Wagen teilweise zertrümmert. Kutscher und Chauffeur kamen heil davon.

Republik Polen

Warschau. (Ein unduldsamer Geistlicher.) Bei Behandlung des Budgets des Unterrichtsministeriums schilderte Abg. Putek von der „Wyzwolenie“ einen Vorfall in seiner Gemeinde, der dem dortigen Geistlichen, der Friede und Liebe predigen sollte, gerade nicht zur Ehre gereicht. Abg. Putek ist zugleich Gemeindevorsteher. In dieser Eigenschaft untersagte er auf Grund der bestehenden baupolizeilichen Vorschriften die Anbringung einer zweiten Glocke in der Kirche. Darüber war der Geistliche natürlich empört. Der Konflikt zwischen Putek und dem streitlustigen Geistlichen spitzte sich derart zu, daß der Geistliche einen Bannfluch gegen den Abg. Putek erwirkte. Diese Episode liegt jedoch schon längere Zeit zurück. Der Geistliche hat sich jedoch noch immer nicht ausgesöhnt, wie dies aus dem Geschichtchen hervorgeht, das Abg. Putek zur allgemeinen Heiterkeit in der Budgetkommission zum besten gab Danach hatte der Geistliche neben dem Pfarrhause einen Stall gebaut, den man gegen Feuer versichern mußte. Das Gemeindeamt erhielt auch eine diesbezügliche Police. Als man dem Geistlichen die Police zustellen wollte, verweigerte er die Annahme, da er mit einem Gemeindeamt, an dessen Spitze Putek stehe, nichts zu tun haben wollte. „Ich hatte also die Wahl“ — führte Abg. Putek aus — „die Police dem Geistlichen durch den Minister oder aber durch den Papst selbst zuzustellen. Ich wählte den zweiten Weg, damit der Vatikan dem Herren Geistlichen die Police zustelle.“

Lenczyca. (Das Opfer einer Quacksalberei.) Im Dorfe Gura Sw. Malgorzaty, Kreis Lenczyca, ereignete sich vorgestern ein Fall, der ein Menschenleben vernichtete und einen furchtbaren Beitrag zu dem Unwesen der Quacksalberei darstellt. Vor einigen Tagen hat die Frau des Landwirts Bienias, die bisher kinderlos war, sich vor den Nachbarn geäußert, sie sei in gesegnetem Zustande. Die abergläubischen Dorfbewohner riefen hierauf zu dem Bette der Schwangeren die Quacksalberin Balbina Szczensna, die feststellte, daß Frau Bienias nicht schwanger, sondern krank sei, und zwar handele es sich um eine geheimnisvolle Krankheit, die mit besonderen Mitteln kuriert werden muß.. Man begann nun die Kranke zu behandeln, indem man sie mit Ruten auf die Fersen schlug ihr auf den Bauch eine zum Glühen gebrachte Schüssel stellte usw. Da alle diese Maßnahmen nichts halfen, wandte Szczensna das allerwirksamste Mittel an, indem sie die Bienias unter einer großen Anzahl von Federkissen eine ganze Stunde lang liegen ließ. Als man nach einer Stunde die Kissen wegschafte, blieb die Frau regungslos liegen. Der herbeigerufene Arzt stellte Tod durch Erstickung fest. Balbina Szczensna wurde verhaftet.

Lodz. (Aufdeckung einer Fälscheraffäre.) Die Lodzer Abteilung der Postsparkasse wurde von der Warschauer Zentrale von der Aufdeckung einer großen Fälscheraffäre mit Versicherungsbüchern und von der Verhaftung mehrerer Personen in Kenntnis gesetzt. Nach der sofort vorgenommenen Untersuchung wurde festgestellt, daß die Betrüger auch in Lodz eine größere Geldsumme unterschlagen hatten. Unter anderen wurde ein gewisser Robert Wolinski verhaftet, der sich als Ingenieur ausgab und aus Lodz stammt. Er besaß ein gefälschtes Sparkassenbuch. Ob seine Personalangaben stimmen, wird erst die Untersuchung ergeben.

Kommunales aus Myslowitz

7 Dringlichkeitsanträge — Weihnachtszuwendungen für Arbeitslose und Beamten — Der Bürgermeister gegen die „Polska Zachodnia“

Auf der Tagesordnung der gestrigen Stadtverordnetensitzung standen 12 Punkte. Die Tagesordnung bot eigentlich nicht viel Neues, weil alle jenen Punkte, die die Oeffentlichkeit am meisten interessierten der geheimen Sitzung überwiesen wurden.

Eingelaufen sind 7 Dringlichkeitsanträge und Interpellationen, die alle durch die Versammlung genehmigt wurden. Dann schritt man zur Wahl der Bezirksvorsteher. Gewählt wurden für den 2. Bezirk Herr Klapa, für den 6. Bezirk Herr Liwek und für den 8. Bezirk Herr Zalejski. Dann genehmigte die Versammlung das Statut über die Generalvormundschaft. Für das Kaufmanns- und Gewerbegericht wurde als Hauptleiter der Myslowitzer Richter Leniewcz bestätigt und als zweiter und dritter Vorsitzender werden die Herren Kudera und der Bürgermeister fungieren.

Dann beschloß die Versammlung als Zusatzkredite 1 300 Zloty für den städt. Wassermesser und genehmigte die neue Targowicaordnung, die von der Wojewodschaft in einigen Punkten beanstandet und daher umgeändert werden mußten. Die Versicherung des Wohnhauses in der Rymerstraße wurde von 80 auf 150 000 Zloty erhöht.

Eine lange Debatte entspann sich zum Punkt 9, über die Verpachtung des Rathauskellers. Es besteht zwar ein Beschluß der Stadtverordnetenversammlung, laut welchem der Rathauskeller an den heutigen Pächter Karaskiewicz auf 5 Jahre verpachtet wird, aber die Stadt hat versäumt, mit dem Pächter einen Vertrag abzuschließen. Der Bürgermeister Dr. Karczewski erklärte, daß ein solcher Zustand nicht bestehen darf und empfahl die Pachtung des Rathauskellers von neuem auszuschreiben und mit dem neuen Pächter dann einen Vertrag abzuschließen. Der Pächter Karaskiewicz fand jedoch Unterstützung bei den Stadtverordneten und schließlich wurde ein Antrag angenommen, der den Magistrat beauftragt einen Pachtvertrag noch für die drei laufenden Jahre abzuschließen.

Alle Weihnachtszuwendungen für städtische Beamten und Arbeiter wurden der geheimen Sitzung überwiesen. Desgleichen auch die Weihnachtsbeihilfe für die Ortsarmen und Arbeitslosen. Der Versammlungsleiter Dr. Obremba, teilte nur dem Pressevertreter mit, daß der Magistrat 30 Prozent Weihnachtsremuneration für alle Beamten und städtische Arbeiter vorschlägt. Die Arbeitslosen werden nach Vorschlag des Magistrats eine Weihnachtsbeihilfe erhalten, und zwar: Ledige 5 Zloty, Verheiratete bis zu 2 Kindern 12 Zloty, bis zu 5 Kindern 17 Zloty und darüber hinaus 20 Zloty. Gegen diese Geheimnistuerei, die in Myslowitz getrieben wird, haben wir schon öfters Stellung genommen, aber bis jetzt damit nichts erreicht, da über Dinge die selbstverständlich sind und in allen Gemeinden öffentlich behandelt werden, in Myslowitz in geheimen Sitzungen beraten und beschlossen wird. Die Herren Stadtverordneten haben Butter auf ihren Häuptern und trauen sich nicht recht damit, auf das Sonnenlicht herauszukommen.

Für die elektrische Stromausteilungsstation, die in Myslowitz von der O. E. W. gebaut wird, wurden 18 000 Zloty bewilligt. Dann wurde die Revision auf der Zentralna Targowica erörtert und der Bürgermeister gab einige Aufklärungen über die Revision auf der Zentralna Targowica. Es tauchten in Myslowitz Gerüchte auf, daß die Wojewodschaft eine Revisionskommission aus politischen Gründen nach Myslowitz geschickt hat. Der Bürgermeister bestritt dies und sagte, daß er selber die Revision gewünscht hat, nicht etwa um damit jemandem nahetreten zu wollen, sondern um den Tatbestand festzustellen. Ihm liege vor allem daran, daß durch eine fachmännische Revisionskommission die Verwaltung in der Stadt und hauptsächlich auf der Targowica als Ganzes einer gründlichen Prüfung unterzogen werden, damit die Stadtverwaltung daraus entsprechende Schlüsse ziehen kann.

Zum Schluß wandte sich der Bürgermeister entschieden gegen die Schreibweise der „Polska Zachodnia“. In dem genannten Blatte erschien dieser Tage ein langer Artikel über die Zentralna Targowica, der die Dinge auf den Kopf stellte und von einer Unkenntnis der Sachlage zeugte. Der Bürgermeister erklärte, daß er künftighin eine derartige Unterschiebung von Tatsachen nicht mehr dulden werde. Damit war die offizielle Sitzung erschöpft und die anderen Punkte der Tagesordnung in einer vertraulichen Sitzung erledigt.

Deutsch-Oberschlesien

Beuthen. (Mit dem Hunde gehetzt.) Wegen gefährlicher Körperverletzung hatte sich der Forstbeamte P. vor dem Einzelrichter des Beuthener Amtsgerichts zu verantworten. Auf seinem Dienstgange bemerkte er eines Tages zwei Kühe, die vom Wege abgekommen und auf einer Wiese seiner Dienstherrschaft weideten. Sofort hetzte er seinen Hund auf die Kühe, die darauf wild wurden, so daß die beiden 16jährigen Mädchen, deren Obhut die Kühe anvertraut waren, große Mühe hatten, die Kühe festzuhalten. Der Hund stürzte sich aber nicht auf die Kühe, sondern auf die beiden geängstigten Mädchen. Während einem nur die Kleider vom Leibe gerissen wurden, wurde dem anderen Mädchen ganze Fleischstücke aus dem einen Arm gerissen. Zu gleicher Zeit schlug der Angeklagte unter fortwährendem Anfeuern des Hundes mit einem Stock auf das arme Mädchen ein. Obgleich seit dem Vorfall schon drei Monate vergangen sind, befindet sich das Mädchen heute noch in ärztlicher Behandlung. Da der Angeklagte schon 100 Mark Schmerzensgeld gezahlt und sich auch zur Bezahlung der entstandenen Unkosten erbötig gemacht hat, kam er mit nur 60 Mark Geldstrafe davon.

Gleiwitz. (Feuer in einem Geschäftslokal.) In den späten Nachmittagsstunden des Freitag brach im Teppichhaus Wachsmann an der Wilhelmstraße ein Feuer aus, daß verhältnismäßig schnell um sich griff, so daß die Feuerwehr alarmiert werden mußte. Die Ursache des Brandes ist anscheinend auf einen schadhaften Schornstein zurückzuführen. Zunächst wurde die Stromleitung von dem Feuer ergriffen, so daß auch noch Kurzschluß eintrat und man ursprünglich den Kurzschluß als Ursache des Feuers betrachtete. Es geriet ein Regal mit Waren, und zwar Decken, in Brand. Die Feuerwehr rückte nach kürzester Zeit an und war bemüht, möglichst wenig Wasser anzuwenden, um Wasserschaden zu verhindern. Es gelang nach etwa einer Stunde Arbeit, das Feuer zu löschen. Der insgesamt entstandene Schaden wird auf etwa 5000 Mark geschätzt. Der Geschäftsbetrieb erleidet keine Einbuße, denn die Aufräumungsarbeiten wurden noch in den Abendstunden des Freitag ausgeführt, so daß am Sonnabend der Betrieb wieder um 8,30 Uhr eröffnet werden kann.

Geschäftliches



Immerhin ein Vorschlag!

Das kranke kleine Mädchen: „Ach, Onkel Doktor — bei diesen Leuten gefällt es mir gar nicht. Bringen Sie mich doch dahin zurück, woher Sie mich vor sieben Jahren geholt haben!“

(Humorist.)

Zusammenstellung der Besprechungen

über den polnisch-oberschlesischen Arbeitersängerchor gelegentlich der Hannoverfahrt und der Mitwirkung an der Schubertfeier der Heimatstelle Hindenburg

Von Gauliedermeister F. Birkner, Kattowitz.

Die schönste Erinnerung an die einem jeden unvergeßliche Teilnahme unseres Arbeitersängerchores an dem 1. deutschen Arbeitersängerfest in Hannover, 16.—18. Juni 1928, trägt ja jeder Teilnehmer wie einen köstlichen und unverlierbaren Schatz in sich. Doch ist der Wunsch laut geworden, auch eine Erinnerung in der Form in der Hand zu haben, daß man den Niederschlag, den die Leistungen des Chaos bei dieser Gelegenheit sowie bei der Mitwirkung an die Schubertfeier in Hindenburg in der Presse gefunden haben, einmal zusammenstelle, damit es ein jeder auch „schwarz auf weiß" besitze. Diesem wohlverständlichen Wunsche möge durch nachstehende Sammlung Erfüllung werden, zumal ein großer Teil der Besprechungen für die Mitwirkenden nur schwer oder gar nicht zu erreichen war. —

Aber auch für die, die diesmal nicht dabei waren, mag die Zusammenstellung einen Sinn und Zweck haben: dem, was hier erreicht und geleistet wurde, nachzueifern, um es gleichfalls zu erreichen, womöglich noch zu übertreffen. Nirgends gibt es einen Stillstand, sondern entweder Rückschritt oder Fortschritt, und so möge das Folgende dahin verstanden werden, daß sich nicht etwa jemand für berechtigt halte, auf den „geernteten Lorbeeren" auszuruhen, sondern daß es jedem einzelnen und jedem Verein ein neuer Ansporn sei, weiterzuschreiten auf dem Wege zu noch höheren künstlerischen Leistungen. Gewiß können wir stolz sein auf das Erreichte, zumal an der Hannoverfahrt Mitglieder aus allen Chören Polnisch-Oberschlesiens teilgenommen haben und so eine einheitliche künstlerische Leistung doppelt schwer zu erzielen war. Freuen wir uns also des Erreichten, aber vergessen wir gerade in der Erinnerung an die Spitzenleistungen deutscher Arbeiterchöre in Hannover nie, daß wir noch weit Höheres leisten können und müssen! —

Auf dem Wege nach Hannover gab der Chor zunächst am Mittwoch, 13. Juni, auf Einladung der Breslauer Arbeitergesangvereine ein Chorkonzert in dem akustisch vorzüglichen Saale des Breslauer Gewerkschaftshauses. Wohl mögen bei diesem ersten Auftreten außerhalb der Heimat die Herzen der meisten Sänger und Sängerinnen etwas ängstlich gepocht haben, aber mit dem ersten Tone, der frisch in den gut gefüllten Saal klang, war alle Angst verflogen, und der Chor gab trotz der Reisestrapazen sein Bestes her. Die bürgerlichen Zeitungen, die sämtlich geladen waren, nahmen von dem Konzerte — waren es doch nur Arbeitersänger — keine Notiz; der als streng bekannte und gefürchtete Kritiker der **„Breslauer Volkswacht"** schreibt folgendes:

„Die dem „Deutschen Arbeiter-Sängerbund" angehörenden polnisch-oberschlesischen Chöre gaben auf der Durchreise zum bevorstehenden Bundessängerfest in Hannover ein Konzert im großen Saale des Gewerkschaftshauses, das zwar nicht, wie erwartet, ausverkauft war, aber dennoch einen immerhin guten Besuch aufwies: Ein schöner Beweis für die Unterstützungsbereitschaft unserer Breslauer Bundesvereine. Der etwa 70köpfige, Damen und Herren umschließende, Chorkörper, bot eine größere Auswahl volkstümlicher und tendenziöser Männer-, Frauen- und gemischter Chöre, deren Wiedergabe auch der anspruchsvollsten Beurteilung standzuhalten vermochte. In ihrem Gaudirigenten Fr. Birkner-Kattowitz besitzen die Vereine einen ungewöhnlich begabten und dabei aufopferungsfreudigen Leiter, der sich für die Förderung seiner kleinen Schaar die höchsten Ziele gesteckt hat. Schon heute ist es seiner vortrefflichen Einstudierungstechnik gelungen, Begeisterung für die künstlerische Erfassung des Stoffes zu wecken. Man versucht, durch sorgfältige Vortragsnuancierungen in dynamischer und rhythmischer Hinsicht, aber auch durch Maßnahmen zur Erlangung einer sinngemäßen Phrasierung in jedem Falle dem Inhaltskern beizukommen. Daneben machen sich tonbildnerische Bemühungen Herrn Birkners um das frische Stimmmaterial bemerkbar. Am stärksten traten alle diese Vorzüge in den gemischten Chören in Erscheinung, von denen der Schumannsche auf reizvolle Echowirkungen eingestellten „Berghochzeit" und dem Löweschen „In der Marienkirche" eine ganz besonders stimmungsvolle Gestaltung zuteil wurde. Aber auch die frischen Strophenlieder gewannen durch temperamentvollen und wirkungssicheren Vortrag. Obwohl der Männerchor an seiner verwundbarsten Stelle, nämlich im ersten Tenor, dringend nach Kräftigung verlangt, hinterlassen auch seine Gaben dank der vortrefflich abgestuften Wiedergabe einen überwiegend günstigen Eindruck. In die belebte Vortragsreihe sollten einige Männerchor-Doppelquartette weitere Abwechselung bringen. Leider litten auch sie unter zu schwacher Führung und karger Tonangebung der Oberstimme. Der Gesamteindruck des Konzertes war höchst erfreulich. Wenn selbst die numerisch kleinen Vereine bestrebt sind, mit so anerkennenswerten Leistungen in Hannover mitzuwirken, ist für den künstlerischen Ertrag des Unternehmens nur das Beste zu erhoffen. — Auf dem Podium wurden die Sänger mit Begrüßungsworten eines Gewerkschaftsvertreters und mit Liedern des von Ernst August Völkel geleiteten „Männerchors Breslau" empfangen."

In Berlin ließ sich der Chor zunächst am Freitag, den 15. Juni, von 5—6½ Uhr nachmittags im Sender hören, worüber eine öffentliche Kritik unseres Wissens nicht vorliegt. Doch äußerte sich der Sprecher, Herr Künnecke, recht befriedigt über die Chorleistung. Jeder Kundige weiß ja, daß die Gewöhnung eines Chores auf die eigentümlich stumpfe Akustik des Senderaumes und die Einstellung auf das Mikrophon keine ganz einfache Sache ist. Das stürmische Wetter, das den Empfang etwas beeinträchtigte, steigerte sich noch gegen den Abend hin, so daß, als der Chor gegen 8 Uhr im Naturtheater des Tempelhofer Feldes eintraf, ein richtiger, fast eisiger Orkan über die Fläche brauste. Alles fror und klapperte mit den Zähnen, aber da doch ein ziemlich zahlreiches Publikum erschienen war, entschloß man sich, dieses nicht zu enttäuschen und sang wenigstens ein verkürztes Programm. Eine Kritik über dieses „Singen im Sturm" ist nicht erschienen und wäre unter diesen Umständen auch ganz unmöglich. Das Publikum nahm jedenfalls die sicherlich etwas erfroren klingenden Leistungen des Chores mit großem Beifall auf.

In Hannover selbst gab der Chor gemeinsam mit einem Budapester Männerchor, die Internationale des Arbeitergesangs darstellend, am Sonntag, nachmittags um 5 Uhr, ein Konzert im „Parkhaus". Die Ungarn zeigten prächtiges Stimmaterial und ebensolche Schulung, so daß manchem bange wurde, wie unser Chor neben ihnen würde bestehen können. Er hat doch bestanden, wie aus folgenden zwei Besprechungen hervorgeht.

Der bürgerliche „Hannoversche Anzeiger" schreibt:

Ein anderes Bild bot die Gruppe aus dem verlorenen Oberschlesien; es waren Jungmädel und Jungmannen, auch in schmucker, schlichter einheitlicher Tracht. Nach einem melodisch hübsch erfundenen russischen Trauermarsche von Scherchen sangen sie unter Fr. Birkners sicherer Führung bekannte Stücke von Mozart, Weber, Beethoven, Mendelssohn und etliche Wandervogellieder heiterer Art. Man konnte sich recht erfreuen an den frischen Stimmen, die sich in Beethovens Hymnus „Die Himmel rühmen" zu klangschönem Glanze erhoben, und über die Hingabe, mit der die jugendlichen Sänger ihre Aufgabe lösten. Besonderen Eindruck machte die launige Wiedergabe der Volksweise „Wenn die Bettelleute tanzen". Auch diese Gruppe wurde vom Vorstande herzlich begrüßt und fand verdienten Beifall.

* * *

K. Br. schreibt im „Hannoverschen Volkswillen":

Mitten im Beifall kommt der Vorsitzende des Arbeiter-Sängerbundes, C. Fehsel, aufs Podium und spricht mit dem Ausdruck des tiefsten Dankes für Verbrüderung und Völkerversöhnung. Ein Herz, ein Volk, ein Vaterland! Dr. A. Guttmann (Berlin) sprach im Sinne der Arbeitersänger-Internationale und wies eingehend auf die Bedeutung hin, die dem heutigen Tage innewohnt. Zwei Volksstämme stehen heute hier, die keine Mühe gescheut haben, hierher zu gelangen, um mitzuhelfen am Aufbau der Internationale des Gesanges. Polen und Ungarn. Nicht endenwollender herzlicher Beifall flutet wieder von Volk zu Volk. Ein Beweis dafür, daß alle Kunst international ist und ein höchstes Bindungsmittel für die Eintracht und Verbrüderung der Völker gilt.

Wieder ertönt rasender Beifall, als die Oberschlesier (jetzigen Polen) in ihrer schmucken, kleidsamen, einheitlichen Tracht aufs Podium steigen. Das unsterbliche Lied begleitet jeden Deutschen, ob er abgetrennt im jetzigen fremden Staate oder in Amerika lebt. Ueberall wird gesungen von der Liebe Lust und Leid, vom Volkslied im „Schlesischen Betteltanz".

Naturgemäß wird auch das Kunstlied gepflegt: Mozart, Karl M. v. Weber, Mendelssohn und Beethoven. Nach den Ungarn hatte es diese Chorgruppe Polen nicht leicht, denn Ungarn war schlechtweg nicht zu überbieten.

Aber diese frischen, jungen, kräftigen Stimmen, von denen besonders der Sopran durch die bestechende Reinheit und Höhe gefiel, stellten sich würdig mit ihrem Dirigenten Birkner neben die Ungarn. Ihre Stärke liegt im Humorvollen, gerade dort, wo der Charakter der Heimat, das Wesen der Bewohner zutage tritt, so im schon angeführten „Betteltanz", in dem Liede „Mit Lust vor wenig Tagen", wo die Quellen des Gemüts, der Heiterkeit, der Liebe sprudeln. Auch im „Russischen Trauermarsch", in dem weichen klagenden „Entflieh' mit mir" von Mendelssohn, in denen die slawische Verbundenheit mit dem Wesen des Liedes zusammenklingt, wurden Höchstleistungen vollbracht. Nicht endenwollender Beifall brach noch einmal donnernd herein, als beide Chöre sich gegenüberstanden, noch einmal sangen und sich gegenseitig zuwinkten mit dem Rufe „Freundschaft". — Ein unvergleichliches Erlebnis. Und die Hauptsache: Die Internationale der Arbeitersänger marschiert.

In einem gewissen Zusammenhange mit Hannover steht die Mitwirkung unseres Chores bei der Schubertfeier in Hindenburg. Insofern nämlich, als der Leiter der Heimatstelle Hindenburg, der Vorsitzende des Oberschlesischen Schriftstellerverbandes und Bibliothekar Herr Friedrich Kaminski, den Chor in Breslau hörte und sofort nach dem Konzerte den Wunsch aussprach, ihn einmal nach Hindenburg einzuladen, damit man doch auch in Deutsch-Oberschlesien etwas von den Leistungen der Arbeitergesangvereine Polnisch-Oberschlesiens erfahre. So erging an die Chöre eine Einladung,, am Sonnabend, den 10. November, bei der Schubertfeier der Heimatstelle Hindenburg im Bibliothekssaale der Donnersmarckhütte mitzuwirken. Die Einladung wurde mit Dank angenommen, und es wurde aus dem Kattowitzer und Königshütter Chor eine Schar von etwa 70 Mitwirkenden zusammengestellt, die die ostoberschlesischen Arbeitersänger bei dieser Gelegenheit würdig vertreten sollte. Inwieweit dies gelungen ist und welchen Eindruck der Chor mit Schubertchören wie klassisch-romantischen Liedern erzielte, mögen die folgenden Besprechungen dartun. Um die von dem Bundesliedermeister F. Birkner gehaltene Gedächtnisrede gruppierten sich neben den oben erwähnten Chören noch Schubertlieder des Reinerzer Konzertsängers Kurt Becker sowie das „Forellenquintett", bei dem Professor Jäger-Kattowitz die erste Violine spielte.

* * *

Wir lassen nun die Kritiken selbst sprechen:

In der **„Ostdeutschen Morgenpost", Beuthen,** schreibt F. A. zunächst in einem kurzen Bericht und dann in einer längeren Besprechung:

Im Bibliothekssaale der Donnersmarckhütte fand gestern abend eine Schubertfeier statt, die unter den zahlreichen Veranstaltungen dieser Art anläßlich des Schubertjahres an hervorragender Stelle steht, Die Veranstaltung war sehr gut besucht und bot ein umfangreiches, außerordentlich gut zur Wirkung gebrachtes Programm, über das wir morgen des näheren berichten werden.

Das ungeheure Schaffen Schuberts macht es leicht, immer wieder neue Gestaltung der Vortragsfolge zu bringen. Der Abend in Hindenburg war bekannteren Kompositionen gewidmet und gut aufgebaut. Chöre waren die Einleitung, die gleich in Stimmung riß, das Sololied erklang rein und klar, ein Vortrag brachte Nachdenklichkeit, das Forellenquintett den künstlerischen Höhepunkt, und Lieder leiteten wieder zu klangfrohen Chören hinüber.

Ein gemischter Chor ostoberschlesischer Arbeitersänger eröffnete den Abend mit dem munteren Jägerchor aus „Rosamunde" und zeigte unter der Leitung von Bundesliedermeister Birkner erstaunliche Treffsicherheit und Genauigkeit. Frisch und lebhaft folgte der Hirtenchor. Der Grabgesang aus der Osterkantate „Lazarus" und der Chor „Der Lindenbaum" schlossen diesen ersten Teil der Feier.

Der „Oberschlesische Wanderer", Gleiwitz:

Am Sonnabend fand im Bibliotheksaale der Donnersmarckhütte diese Feier statt, die eine würdige und schöne Ehrung des großen Komponisten bedeutet. Es waren Chöre, Lieder, ein Vortrag „Ueber Franz Schubert" und das Klavierquintett: „Forellen-Quintett" im Programme. In ausgezeichneter Weise brachte der Kattowitzer „Arbeitersängerchor" unter Leitung des Studienrates Birkner eine Anzahl Schubertscher Chöre zu Gehör. Studienrat Birkner selbst hielt einen lebensvollen und instruktiven Vortrag über die Schöpferpersönlichkeit Schuberts, über sein Wirken in seiner und unserer Zeit. — Die Herren Prof. Jäger, Dr. Blumenfeld, Przybilla, Breitkopf und Chorrektor Larisch exekutierten in bedeutender Weise Schuberts „Forellenquintett", so daß alle Feinheiten und Schönheiten dieses herrlichen Tonwerkes in Erscheinung traten. — Als Solist war Kurt Becker erschienen, der mit warmen und innigem Verständnis eine Anzahl Lieder von Schubert sang. — Das Publikum war von allen Leistungen mitgerissen und spendete überaus reichen Beifall. — Unter den vielen Schubertehrungen zeichnet sich diese Feier der Heimatstelle durch Wärme und Würdigkeit aus. Es war ein echter Volksabend, für den man Dank und Anerkennung sagen muß.

* * *

Der „Hindenburger Anzeiger" und das „Hindenburger Volksblatt" schreiben gleichlautend:

Am 10. November, 20 Uhr, fand im Bibliotheksaal der Donnersmarckhütte anläßlich der Wiederkehr von Schuberts hundertstem Todestage die bisher einzigste auf künstlerischem Niveau stehende Schubert-Feier der Stadt Hindenburg statt.

Um die Gedenkrede von Studienrat Franz Birkner-Kattowitz, des Bundesliedermeisters der Arbeitersänger aus Polnisch-Oberschlesien, gruppierten sich Chorgesänge, Sololieder mit Klavierbegleitung, gesungen vom Konzertsänger Kurt Becker, und das bekannte Klavier-Quintett (Forellenquintett), wobei der Klavierteil bei Chören, Sololiedern und Quintett von Chorrektor Erwin Larisch gespielt wurde. Diese reichhaltige Schubert-Feier war nicht nur für die Stadt und die Heimatstelle Hindenburg ein Ereignis, vielmehr bedeutet sie für das Musikleben Oberschlesiens eine interessante Bereicherung. In ihr haben die Arbeitersänger aus Polnisch-Oberschlesien im Rahmen eines künstlerisch hochstehenden Programms ihr Können erneut bewiesen. Man kann sagen, daß die Freien Sänger aus Kattowitz und Königshütte unter der Stabführung des Sangesbruders Franz Birkner mit zu den besten gemischten Chören Oberschlesiens zählen.

Die vier Chöre von Schubert: Jägerchor aus „Rosamunde", Hirtenchor, Grabgesang aus der Osterkantate „Lazarus" und „Der Lindenbaum" zeigten, daß der Chor sowohl technisch wie stimmlich in allen seinen Teilen den Anforderungen gerecht wird, die an einen Chor gestellt werden können. Der besonders schwierige Grabgesang ließ die technische Durchbildung der einzelnen Stimmen zu einer einzig schönen Entfaltung kommen, so daß das erst kritische Publikum zu immer größerem Beifall hingerissen wurde. Im „Lindenbaum" ließ die Wiedergabe dieses so recht aus Schubertschem Geiste kommenden Liedes eine echte Gedenkstimmung voller Weihe und künstlerischer Hingabe aufsteigen.

Die vier am Schluß stehenden Chorgesänge waren nicht Schubertscher Musik entnommen, sie sollten dem Chor wohl Gelegenheit geben, in noch stärkeren Lichtern seine Kunst des Chorgesanges zu zeigen. Es wurden gesungen „Es blinken so lustig die Sterne" von C. M. v. Weber, „In der Marienkirche" von Löwe. „Es zog eine Hochzeit" von Schumann und „Die Himmel rühmen" von Beethoven. Hier entfesselte die unter Birkner mit Fleiß und feinsinniger Einfühlung einstudierte Wiedergabe einen wahren Beifallssturm, der eine eben so freudig aufgenommene Einlage (deutsches Volkslied) erzwang

* * *

Der „Oberschlesische Generalanzeiger", Ratibor:

Am 10. November fand im Bibliothekssaal der Donnersmarckhütte anläßlich der Wiederkehr von Schuberts hundertstem Todestage als bisher einzigste auf künstlerischem Niveau stehende Schubertfeier der Stadt Hindenburg statt. Um die Gedenkrede von Studienrat Franz Birkner aus Kattowitz, des Bundesliedermeisters der Arbeitersänger aus Polnisch-Oberschlesien, gruppierten sich Chorgesänge, Sololieder, gesungen vom Konzert- und Oratoriensänger Kurt Becker, und das bekannte Klavierquintett (Forellen-Quintett), wobei der Klavierteil von Chorrektor Erwin Larisch gespielt wurde. Diese Schubert-Feier war nicht nur für die Stadt und die Heimatstelle Hindenburg ein Ereignis, vielmehr bedeutet sie für das Musikleben Oberschlesiens eine interessante Bereicherung, da in ihr zum ersten Male die Arbeitersänger aus Polnisch-Oberschlesien sich Geltung erobert haben. Die Chöre von Schubert: Jägerchor aus „Rosamunde", Hirtenchor, Grabgesang aus der Osterkantate „Lazarus" und „Der Lindenbaum" zeigten, daß der Chor sowie technisch wie stimmlich allen Anforderungen gerecht wird. Der besonders schwierige Grabgesang ließ die technische Durchbildung der Stimmen zur Entfaltung kommen. Mit Absicht waren die 4 am Schluß stehenden Chorgesänge nicht Schubertscher Musik entnommen, sondern sie sollten dem Chor Gelegenheit geben, in noch farbigeren Liedern die Ausdrucksmittel des Chorgesanges zu beherrschen: „In der Marienkirche" von Löwe, „Es zog eine Hochzeit" von Schumann und „Die Himmel rühmen" von Beethoven. Hier entfesselte die Wiedergabe einen wahren Beifallssturm, der eine ebenso freudig aufgenommene Einlage (deutsches Volkslied) erzwang.

(Schluß folgt.)

Heitere Ecke aus dem Sängerleben

Ein Sänger kann eine schwierige Stelle im Liede nicht begreifen und singt dauernd falsch. Der Dirigent tadelt immer wieder.

Endlich wird dem Falschsänger das Tadeln jedoch über und sagte: „Herr Dirigent, könnten wir diese verflixte Stelle nicht weglassen?

Mitarbeit aus Sängerkreisen erwünscht.



Freigewerkschaftliche Rundschau



„Friede auf Erden?“

Wohl selten kommt die Heuchelei der heutigen Gesellschaftsordnung so deutlich zum Ausdruck, wie zu Weihnachten, wo in den verschiedensten Variationen die Worte „Friede auf Erden“ ausgesprochen werden, während allseitig der heftigste Kampf um die tägliche Existenz geführt wird. Und gerade die christliche Lehre predigt ihren Anhängern diese schönen Worte, während auch bei ihr nicht die Armen, sondern gerade die Besitzenden bei jeder Gelegenheit bevorzugt werden. Neuerdings konnten dieses Schauspiel erst die Zentrumsarbeiter beobachten, als am Kölner Parteitag des deutschen Zentrums ein Gewerkschaftsführer die Leitung der Partei übernehmen sollte. Man ließ ihn einfach durchfallen, weil ein Arbeiter oder einer ihrer Führer, nicht die Qualitäten besitzt, um eine Partei des Besitztums zu leiten; die Arbeiter werden gerade von dieser Partei, die die Gleichberechtigung und Nächstenliebe verkündigt, die immer wieder „Friede auf Erden“ betont, vor den Kopf gestoßen, denn dieses „Friede“ ist nicht für diese Welt, sondern für das Himmelreich, während die Macht in jeglicher Form den Besitzenden des Christentums zukommt. Wir erwähnen diesen interessanten Vorgang, weil er ein Schulbeispiel dafür ist, wie heute noch die Gewerkschaften und ihr Anhang in einem demokratischen Lande von den Besitzenden beurteilt werden. Und wie am Kölner Zentrumsparteitag, so ergeht es der Arbeiterschaft überall, wenn sie den bürgerlichen Gesellschaftsreformatoren nachläuft. Gewerkschaftliche Weihnacht wird es erst geben, wenn die politische Macht in den Händen der Arbeiterklasse ruhen wird. Nicht eher wird „Friede auf Erden“ eintreten, solange nicht die Arbeiterklasse die Fesseln der heutigen Gesellschaftsordnung überwindet.

Der Arbeiter geht an die Weihnachtsfeier nur mit gemischten Gefühlen heran, denn es ist geradezu ein Spott, wie er noch Festtage begehen soll, wenn der Lohn seiner Arbeit nicht einmal dazu ausreicht, um die notwendigsten Lebensmittel für die Familie zu schaffen. Von Geschenken ist da keine Rede, denn diese sind nur für die Direktoren und höheren Beamten da, die an sich schon oft höhere Gehälter beziehen, als oft ganze Belegschaften zusammen. Hier kann man vom „Frieden“ sprechen, aber für die breiten Schichten des Volkes ist diese Weihnachtsfeier mehr eine Erinnerung an Not und Elend, denn Veranlassung zu einem Freudentage. Schon an sich ist die Feier eine Fälschung der katholischen Kirche, denn nicht der „Weltlöser“ ist an diesem Tage geboren, sondern die Natur vollzieht eine Wendung und diese Sonnenwendfeier war viel eher da, als die Verfechter der christlichen Lehre, die sich in den Rufen „Friede auf Erden“ fast überwerfen, während zu gegebener Zeit der oberste Hirt der Christen die Waffen irgend eines Potentaten segnet, um einem Kriege „Gottessegen“ zu erbitten. Beruht die Weihnachtsfeier auf einer Fälschung, was darf man da von der heutigen Gesellschaftsordnung erwarten, deren Schutz und den Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit gerade die katholische Kirche übernommen hat. Weil es so ist, müssen auch die Gewerkschaften daran denken, daß diese Lüge einmal beseitigt wird, daß die Weihnachtsfeier nicht nur für die Reichen und Besitzenden da ist, sondern für die breiten Volksmassen, die den Reichtum durch ihre mühevolle Arbeit schaffen.

Das Jahr 1928 hat uns in einer Reihe von Lohnkämpfen auf den verschiedensten Gebieten gezeigt, daß die besitzenden Klassen, mögen sie sich bei Gelegenheit noch so christlich gebärden, nicht geneigt sind, den Proleten eine sichere Zukunft und genügend Brot zu gewähren. Daran müssen die Arbeiter denken, daß alles, was sie bisher erreicht haben, ein Werk von jahrzehntelangen Kämpfen ist. Die christlichen Feiern sind nur dazu da, um die breiten Massen davon abzuhalten über ihr Schicksal ernstlich nachzudenken und nach Kampfgefährten zu suchen, die gemeinsam das Befreiungswerk vollführen können. Vereinzelt ist der Arbeiter nichts, geschlossen vermag er sich manche Vorteile zu verschaffen. Darum muß auch das Weihnachtsfest für die Gewerkschaftler mehr sein, als Tage der Ruhe, es muß ihn zum Denken veranlassen, ob denn alles so sein muß, wie es uns das gesamte Bürgertum darzustellen versucht. Die Arbeiterschaft soll ihre Weihnacht haben, aber erst dann, wenn sie den heutigen Privatkapitalismus überwunden hat, die sozialistische Gesellschaftsordnung überall eingeführt ist. Dieser Weg ist nicht leicht und kann nur Erfolg haben, wenn sich die Arbeiter daran besinnen, daß alle heutigen Institutionen in den Händen der Gegner sich befinden, und daß diese das allergrößte Interesse haben, ihren Besitztum zu wahren, den heutigen Gesellschaftszustand dauernd zu erhalten. Man prüfe nur die schönen Worte nach, die man mit dem „Frieden auf Erden“ verbindet. Wenn einmal das sogenannte Vaterland in Gefahr ist, dann gehen nicht etwa die Hurraschreier ins Schlachtenfeuer, sondern überlassen das gefälligst den Proleten. Es war früher so gewesen und wird solange sein, bis die Arbeiterklasse die politische und ökonomische Macht im Staat ausüben und kontrollieren wird.

Daß es den Herrschenden nur darauf ankommt dauernd die Macht in der Hand zu behalten, daß sehen wir täglich an den verschiedensten Erscheinungen. Und auch jetzt wird es zu Weihnachten nicht an schönen Worten fehlen, aber die Beutel bleiben leer, weil es die Gewerkschaftskollegen noch nicht verstanden haben, sich so machtvolle Organisationen zu schaffen, die ihnen einen guten Lohn und eine bessere Zukunft sichern. Man ist gerade in Polnisch-Oberschlesien wieder am Werk den bescheidenen Rest der Gewerkschaften zu zerstören und will eine sogenannte „Föderation der Arbeit“ begründen, die für eine politische Partei die Kastanien aus dem Feuer holen soll. Wir kennen unsere unmoralischen Sanatoren, aber leider gibt es noch Arbeiter genug, die auf diese Schlagworte hineinfallen, sich selbst ein Grab schaufeln helfen. Darum ist es an der Zeit, die Aufklärungsarbeit zu beginnen und diesen unmoralischen Organisationszerstörern das Handwerk zu legen, die Arbeiter selbst können dies tun, wenn sie nur wollen. Die breiten Massen haben keinen Grund sich heut über das „Friede auf Erden“ zu freuen, denn ihnen zwingt man Stunde um Stunde immer neue Kämpfe auf. Aber wenn erst diese Weihnachtsfeier Allgemeingut des Volkes geworden ist, nicht in schönen Worten, sondern auch in praktischer Wirklichkeit, wird man von einem „Frieden auf Erden“ sprechen können. Die Gewerkschaftler können viel dazu beitragen, daß diese Feier bald Wirklichkeit wird, wenn sie sich geschlossen in die Reihen der Klassenkampfgewerkschaften stellen. Und Weihnachten bietet so viele Möglichkeiten neue Anhänger zu werben. Man denke daran, daß alles was wir heute schaffen, wenn es uns nicht schon selbst, so doch unseren Kindern zugute kommt. Fort mit der christlich-bürgerlichen Heuchelei an solchen Festtagen, die ein Hohn auf die heutige Gesellschaftsordnung sind. Wir wollen einen „Frieden auf Erden“, ein „Wohlgefallen allen Menschen die guten Willens“ sind, aber wir leben nicht in Illusionen, sondern wollen heute schon an den Gütern Anteil haben, die vorhanden sind, leider aber die arbeitenden Schichten hiervon ausschließen. Nicht nur „Friede auf Erden“ sondern Befreiung der Menschheit vom kapitalistischen Joch, muß unser Losungswort sein. —ll.

Der neue Führer des deutschen Bergbaus

Die Fachgruppe Bergbau des Reichsverbandes der deutschen Industrie, die Spitzenvertretung des deutschen Bergbaus, hat an Stelle des zurückgetretenen Geheimrats Dr. Hugenberg den Geheimen Bergrat Dr. ing. e. h. Ewald Hilger zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Porträt: Dr. Hilger.

Freue dich, Menschheit!

Die Sonne — die Sonne hat sich gewendet!
Durch Nebel und Wolken bricht wieder das Licht —
Das Licht, das der Erde Lebendiges spendet
Und allem Lebendigen Erlösung verspricht.
Aus dem Gebrodel finsterer Tiefen
Züngelt zur Höhe flammender Schein.
Wenn auch des Grauens Verhänge noch triefen:
Bald wird die Sehnsucht lichtwirklich sein!

Die Sonne — die Sonne steigt aus den Schlünden
Wieder die himmlische Leiter empor.
Alte Legenden raunen und künden
Fröhliche Botschaft ins lauschende Ohr:
Freue dich, Menschheit! Christ ist geboren,
Der dich vom drückenden Schicksal befreit
Und deinen Hütten, die armutverloren,
Friede und Freude und Liebe verleiht!

Die Sonne — die Sonne kündet das Walten
Der neuen Lehre, von Wahrheit beschwingt
Christ lebt in jedem, der gegen die alten
Gewalten der Selbstsucht eifert und ringt!
Christ lebt in jedem, der dem Vernichter
Menschlichen Glücks die Raffgier verstellt!
Er ist der Heiland! Er ist der Richter!
Herr und Erlöser der Welt!

Victor Kalinowski.

Probleme der amerikanischen Gewerkschaften

Der Gewerkschaftskongreß in Neuorleans.

Neuyork, Anfang Dezember.

Ende November fand in Neuorleans der heurige Kongreß der amerikanischen Gewerkschaftszentrale, der American Federation of Labor, statt. Man hatte absichtlich als Kongreßort Neuorleans gewählt, weil diese einstige Hafenstadt des Baumwollgebietes und der Agrarstaaten immer mehr zum Hafen eines industrialisierten Hinterlandes wird. Seit Jahrzehnten befindet sich der amerikanische Süden im Prozeß der Industrialisierung; einige Staaten sind heute wichtigere Industriestaaten als einige der alten des Nordens und des Ostens.

Die Gewerkschaftsbewegung Amerikas sieht in diesem Süden ein neues wichtiges Betätigungsgebiet und hat darum ihren Kongreß an einem der wichtigsten Plätze des Südens abgehalten.

Der Bericht, den der Sekretär Frank Morrison auf dem Kongreß erstattete, zeigt, daß die Stellung der Gewerkschaften, rein zahlenmäßig betrachtet, noch immer relativ schwach ist. In den Gewerkschaften sind im ganzen 34 Millionen Mitglieder vereinigt, etwa ein Zehntel der amerikanischen Arbeiter. Das Budget weist relativ geringe Ausgaben und Einnahmen auf, da die amerikanische Gewerkschaftsbewegung nicht so straff organisiert ist wie die europäische und die eigentliche Tätigkeit sich weit mehr in den lokalen Verbänden abspielt. Die Ausgaben der Zentrale beliefen sich im letzten Geschäftsjahr auf 497 000 Dollar, wovon 219 000 Dollar auf Gehälter der Beamten, Agitatoren und Organisatoren entfallen.

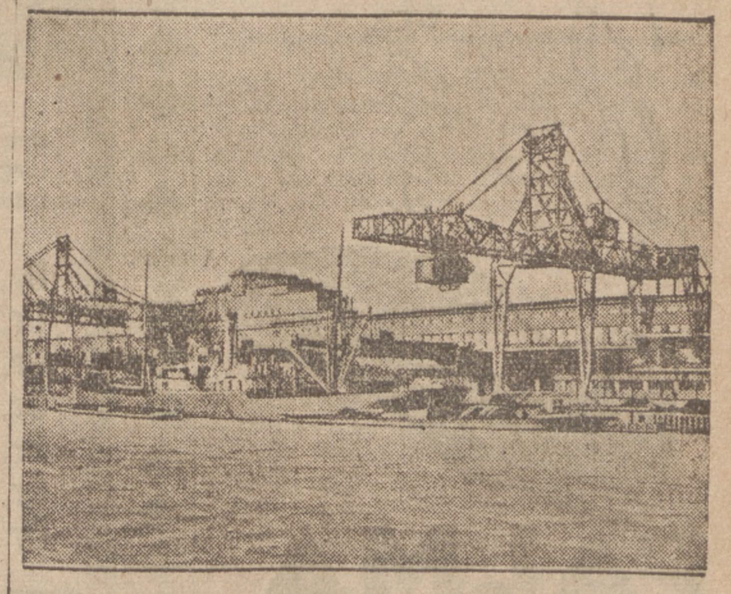
Die Stellung der Gewerkschaften in den einzelnen Berufszweigen ist verschieden. Im Baugewerbe sind die Gewerkschaften unbedingt ausschlaggebend, hier werden meistens die von den Gewerkschaften vorgeschriebenen Löhne von zehn Dollar und mehr täglich gezahlt, hier werden auch fast nur Gewerkschaftsmitglieder beschäftigt. Doch nur im Baugewerbe ist die Stellung der Gewerkschaften so stark. In der Textilindustrie und im Kohlenbergbau ist in letzter Zeit die Stellung der Gewerkschaften durch lange Streiks und Aussperrungen sehr erschwert worden. In der Stahl- und in der Automobilindustrie haben sich die Gewerkschaften noch keinerlei Einfluß verschafft, doch hoffen sie, gerade in diesen beiden Zweigen in der nächsten Zeit ihre Stellung wesentlich stärken zu können.

Wenn auch zahlenmäßig betrachtet die Stellung der amerikanischen Gewerkschaften sehr schwach ist, so hat sie sich doch durchgesetzt: ihre Gedanken und Forderungen sind Gemeingut der Oeffentlichkeit geworden. Einer der Grundgedanken der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung ist, daß hohe Löhne die wichtigste Voraussetzung jeder Konjunktur sind. Es ist bezeichnend, daß sich auf dem heurigen Kongreß der Arbeitsminister der jetzigen republikanischen (konservativen) Regierung mit dieser Auffassung ausdrücklich einverstanden erklärte und darauf verwies, daß die alte Auffassung, daß der Wohlstand einer Nation vom Wohlergehen einiger weniger Reicher abhängig sei, unhaltbar ist, daß vielmehr die Millionen Arbeiter die größte Kaufkraft darstellen und daß die Prosperität von der Höhe der diesen Arbeitern gezahlten Löhne abhängig sei.

Die amerikanische Gewerkschaftsbewegung hat sich auch ein neues sozialpolitisches Ziel gesetzt: vor zwei Jahren stellte sie in Detroit die Forderung auf, daß in der Woche nur fünf Tage, also nur vierzig Stunden, gearbeitet werden soll, weil die fortschreitende Ersetzung der menschlichen Arbeitskraft durch die Maschine, die Rationalisierung und Standardisierung der Produktion, das immer häufiger werdende laufende Band ungünstige Folgen für die Arbeiterschaft haben und deswegen ein Gegengewicht geschaffen werden müßte. Der Präsident der Gewerkschaften, Green, stellte während des Kongresses diese Idee in den Vordergrund seiner sozialpolitischen Ausführungen und wies vor allem darauf hin, daß diese Idee heute nicht mehr nur eine bloße Forderung, sondern schon für 165 000 Mitglieder der amerikanischen Gewerkschaften verwirklicht ist.

Aber trotz der gegenwärtigen günstigen Bezahlung und Beschäftigung der amerikanischen Arbeiter bedrückt die Gewerkschaftsbewegung die Möglichkeit einer kommenden größeren Arbeitslosigkeit. Dieser Möglichkeit vorzubeugen, betrachten die Gewerkschaften als eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Der Kongreß in Neuorleans begrüßte aufs wärmste den zur Zeit seiner Tagung bekanntgewordenen Vorschlag des kommenden Präsidenten Hoover, daß drei Milliarden Dollar bereitgestellt werden sollen, die im Falle von Ueberproduktion und Arbeitslosigkeit zur Durchführung öffentlicher Bauten zu verwenden sind. Das Projekt ist bisher nur in groben Umrissen bekannt, alles wird von den kommenden Verhandlungen abhängen.

Der Kongreß zeigte wieder die großen Verschiedenheiten zwischen der amerikanischen und der europäischen Gewerkschaftsbewegung. Bei der Begrüßung des englischen Gastes wies der Präsident Green darauf hin, daß die politischen Verhältnisse in Amerika die Bildung einer Arbeiterpartei nicht begünstigen, daß die Gewerkschaften eine positive Einstellung zur jetzigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung haben und daß sie eine liberale Einstellung zur Politik hätten, das heißt eine möglichst geringe Einmischung des Staates in die wirtschaftlichen Verhältnisse wünschen. In ihrem Bestreben, die Lage der amerikanischen Arbeiter materiell so günstig als möglich zu gestalten, befürwortet die amerikanische Gewerkschaftsbewegung leider auch Maßnahmen, die nicht geeignet sind, die Zustimmung der Arbeiter andrer Länder zu finden. Um das Angebot von Arbeitskräften auf dem amerikanischen Markt ein Minimum zu reduzieren, sind die Gewerkschaften zu Vorkämpfern einer Politik der Einwanderungseinschränkung geworden. Sie haben ja auch erreicht, daß nur noch eine begrenzte Zahl von Europäern in Amerika einwandern darf. Doch sie sind damit noch immer nicht zufrieden und verlangen eine weitere Einschränkung. Im Mittelpunkt des heurigen Kongresses stand die Frage der Einwanderung der Mexikaner und Kanadier. Die Einwanderung aus



Eine neue Speicher- und Verladeanlage im Bremer Kali-Hafen

die vom Bremer Staat für den ständig wachsenden Export deutschen Kalis nach Uebersee errichtet wurde, ist am 14. Dezember ihrer Bestimmung übergeben worden. Die Lager der Anlage, in denen täglich 5000 Tonnen Kali verladen werden können, fassen 120 000 Tonnen.

Mexiko und Kanada ist heute keiner Beschränkung unterworfen. Die Gewerkschaften behaupten, daß die aus diesen Ländern kommenden Arbeitskräfte die Löhne stark drücken, und fordern, daß die Einwanderung auch aus diesen Ländern beschränkt werde. Dazu kommt, daß zum erstenmal auf einem Gewerkschaftskongreß in Neuorleans die Forderung nach einer Hochschutzzollpolitik gestellt wurde. Die Gewerkschaftszentrale ist in der Zollfrage offiziell neutral und überläßt dieses Problem den einzelnen Verbänden, doch ist heuer mit Unterstützung der Gewerkschaftszentrale eine besondere Organisation gegründet worden, die für die Verwirklichung einer Hochschutzzollpolitik eintreten soll.

Es mag sein — das ist freilich noch keineswegs bewiesen —, daß eine solche Politik den Interessen der amerikanischen Arbeiter entspricht. Auf jeden Fall steht sie in schroffem Widerspruch zu den Forderungen der europäischen Arbeiterschaft. Es wäre zu begrüßen, wenn die amerikanische Gewerkschaftsbewegung in diesen Fragen auf die Interessen und die Wünsche der europäischen Arbeiter etwas mehr Rücksicht nehmen würde. In diesen Fragen ist die Politik der amerikanischen Gewerkschaften doch etwas zu egoistisch, national, und wir bezweifeln, ob diese Politik wirklich den wohlverstandenen Interessen der amerikanischen Arbeiter entspricht.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Am Freitag, den 28. Dezember, abends 8 Uhr, veranstaltet der Bund eine Weihnachtsfeier in Form eines Bunten Abends. Da dieses Programm sehr reichhaltig ist und ausgeführt wird von den Kulturvereinen, werden die Mitglieder und Gönner eingeladen. Das Eintrittsgeld beträgt 50 Groschen.

Zawodzie. Am Sonntag, den 23. Dezember, nachmittags 6 Uhr, findet im Hechtschen Restaurant (Mansfeld), ul. Krakowska 22, unsere Weihnachtsfeier mit Einbescherung für unsere Kinder, unter Mitwirkung des Musikorchesters der Arbeiterjugend und der Arbeitersänger Katowice statt. Referenten: Genosse und Genossin Kowoll.

Versammlungskalender

Kattowitz. Sonntag, den 23. Dezember, vorm. 9½ Uhr, findet eine Versammlung im Zentralhotel zu Kattowitz für Genossen und Sympathisierende des Proletarischen Freidenkerbundes statt. Referent zur Stelle.

Siemianowitz. (Weihnachtsfeiern.) Am Sonntag, den 23. Dezember, findet im Generlichschen Saale, nachmittag um 1½ Uhr, die Feier für die Kinder der Partei und Gewerkschaften statt, an welcher folgendes Programm zur Abwicklung kommt: 1. Prolog. 2. Gesang. 3. Weihnachtsfeier und Waldgeist. 4. Rotkäppchen. 5. Weihnachtsfeier. 2. Teil: 1. Dornröschen. 2. Theaterstück (Weihnachtsopfer). 3. Schleiertanz (Stille Nacht, heilige Nacht). 4. Lebende Bilder. 5. Gesang.

Die Feier für die Erwachsenen findet abends 5½ Uhr statt und umfaßt das folgende Programm: 1. Prolog. 2. Gesangsvorträge. 3. Unterm Christbaum (Weihnachtskomödie in 2 Akten von Braun). 4. Pensionsstreiche (Lustspiel für Damen in einem Akt). 5. Mamsell als Rentier (Humoristisches Quartett). 6. Zwei alte Schachteln (Humoristisches Duett). In den Pausen Gesangsvorträge und Musik. Anschließend findet die Einbescherung statt.

Nikolai. Am Sonntag, 23. Dezember, nachm. 3 Uhr, veranstaltet die D. S. A. P. und Arbeiterwohlfahrt eine Weihnachtsfeier mit Einbescherung der Kinder von Mitgliedern der Partei und der freien Gewerkschaften im Alter von 2—14 Jahren, im Lokale des Herrn Jankowski. Das Programm wird bei Eröffnung der Weihnachtsfeier bekanntgegeben. Mitgliedsbücher sind nicht zu vergessen.

Ober-Lazisk. D. S. A. P. Sonntag, den 23. Dezember, vormittags 10 Uhr, Generalversammlung der D. S. A. P. (bei Mucha). Vollzähliges Erscheinen aller Mitglieder sehr erwünscht.

Friedenshütte. Maschinisten und Heizer. Am Freitag, den 21 d. Mts., findet im Lokal des Herrn Schmiatek die Generalversammlung der Zahlstelle Friedenshütte statt. Beginn 6 Uhr abends. Kollegen, erscheint vollzählig!

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“ Sp. z ogr odp., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.









